Der Waldmensch.

Von

Elie Berthet.

Deutsch

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1863.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Digitized by Google

I.

Der Admiral.

Als James Stewart das Palmer'sche Haus verlassen hatte, bestieg er das Staatsboot und fuhr zu der englischen Fregatte, welche so eben auf der Rhede die Anker geworfen hatte. Man hatte den Gouverneur erwartet, und er wurde am Bord mit dem von der seemännischen Etikette gebotenen Ceremoniell empfangen. Einige der auf dem Verdeck befindlichen Offiziere waren ihm persönlich bekannt, und er hätte sich gern mit ihnen unterhalten, aber der Sitte gemäß mußte er sich dem Admiral vorstellen, ehe er mit den Offizieren verkehrte. Stewart drückte indeß seinen Freunden im Vorbeigehen die Hand und flüsterte einem derselben zu:

»Um des Himmels willen! William, sagen Sie mir doch, wie der Gentleman heißt, der hier den Befehl führt?«

»Es ist der vormalige Commodore Sir George Stevenson von der »Dorothea«, ein alter indischer Meerwolf.«

»Stevenson!« wiederholte Stewart erstaunt. »Ein sonderbarer Zufall! Sie können mir auch wohl sagen ...«

Er hatte nicht Zeit, seine Frage zu beendigen; der

Admiral ließ ihn zu sich entbieten, und die beiden Offiziere trennten sich mit freundlichem Winken der Hand.

Ein Schiffsjunge führte den Gouverneur in die prächtige Cajüte, wo sich Sir Georges befand. Als Stewart eintrat, stand der Admiral am Fenster und betrachtete durch ein Fernrohr die Colonie Neu-Drontheim. Als er die Thür aufgehen hörte, schob er sein Fernrohr zusammen, sah sich um und ging seinem Gast entgegen.

Sir Georges, den wir ganz unverhofft wiederfinden, schien noch seine frühere Willenskraft und Entschiedenheit zu haben und hatte nichts von seiner Rüstigkeit verloren. Seine Gestalt war indeß gebückt, und die tiefen Furchen in seinem gebräunten Gesicht schienen eben so wohl das Werk des Kummers als der Jahre zu sein. Die Goldstickerei seiner Uniform war in den Ausdünstungen des Meerwassers abgeblaßt, und ungeachtet seines unscheinbaren Anzugs hatte er jenes imponirende Wesen, welches auf den ersten Anblick Respect einflößte.

Er empfing den Gouverneur mit Wohlwollen.

»Es freut mich sehr, Sie zu sehen, Mr. Stewart,« sagte er, ihm die Hand reichend. »Ich wollte mich überzeugen, ob in der Ihrer Leitung anvertrauten Colonie Alles in der Ordnung ist. Wahrhaftig, die Colonie sieht jetzt sehr stattlich aus. Und mein altes Blut ist wieder warm geworden, als ich auf diesem Felsen, wo vormals andere Farben flatterten, die englische Flagge wogen sah. Ach! ich kann nicht vergessen, wie ich dieses Dorf, das jetzt eine englische Colonie unter Ihrem Befehl ist, vor fünf Jahren verlassen habe.«

Stewart hatte von der Verhaftung Sir Georges

durch die Holländer und von seiner Gefangenschaft gehört; aber er hatte nicht Zeit zu antworten, denn der Admiral befragte ihn sofort über den Zustand der Colonie und über gewisse Dienstangelegenheiten. Während er die zu Neu-Drontheim vorgenommenen und noch beabsichtigten Verbesserungen aufzählte, war Sir Georges zerstreut, nachdenklich; zuweilen hörte er gar nicht zu. Endlich unterbrach der Admiral den jungen Offizier.

»Genug, Mr. Stewart,« erwiederte er; »ich will jetzt ans Land gehen und mich persönlich von den guten Erfolgen Ihrer Verwaltung überzeugen. Ich ersuche Sie, mir eine Wohnung herrichten zu lassen; aber vor Allem wünsche ich einige Auskunft über eine hiesige Familie, deren Schicksal mir sehr am Herzen liegt und von der ich seit fünf Jahren keine Nachricht habe; ich habe auf Sie gezählt, Mr. Stewart, Sie sind am besten geeignet, mir diese Auskunft zu geben.«

Stewart lächelte.

»Mylord,« erwiederte er, »wenn Sie die Familie Palmer meinen, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß sie sehr viel an Sie denkt.«

»Sie kennen sie also?« fragte der Admiral, sich ihm rasch nähernd; »Sie kennen sie genau?«

»Ich war erst vor einer Weile, als die Fregatte den Anker warf, in Palmer's Hause, wo man von Sir Georges Stevenson sprach und den sehnlichen Wunsch, ihn wiederzusehen, zu erkennen gab.«

»Nun, so machen Sie meiner Besorgniß ein Ende,« sagte der alte Seemann; »erzählen Sie mir von meiner ... von der edlen, hochherzigen Frau Elisabeth Palmer; er-

zählen Sie mir von ihrem Sohne Eduard, dem allerliebsten kleinen Schalk, der so klug und entschlossen war; erzählen Sie mir auch von . . . von dem Familienvater. Der Mann hat viel Unglück gehabt!«

Der Admiral sprach mit fieberhafter Ungeduld. Stewart merkte etwas.

»Mylord,« antwortete er schüchtern, »Gott behüte mich vor eitler, zudringlicher Neugierde; aber bevor ich Ihre Fragen beantworte, bitte ich Sie mir zu sagen, welche Art von Antheil Sie an dieser Familie nehmen?«

Diese Frage schien Sir Georges vorsichtiger, zurückhaltender zu machen; er erwiederte mit großer Gelassenheit:

»Ich war Palmer's Gast, als ich vor einigen Jahren diese Colonie besuchte, und er gab mir viele Beweise von Theilnahme, als mich der damalige holländische Commandant von Neu-Drontheim, trotz des Völkerrechtes, als Kriegsgefangenen verhaften ließ.«

»Weiter nichts? Wenn das ist, Mylord, so kann ich Ihnen die in der Familie seitdem eingetretenen traurigen Veränderungen ohne Bedenken mittheilen. Ich habe Mistreß Palmer, die an Güte und Schönheit ein Engel gewesen sein soll, gar nicht gekannt; sie war mehr als zwei Jahr vor meiner Ankunft in Neu-Drontheim gestorben.«

Stewart, durch die erzwungene Ruhe des Admirals getäuscht, hatte es nicht für nothwendig gehalten, diese traurige Nachricht mit einiger Schonung mitzutheilen. Sir Georges erblaßte.

»Meine arme Tochter! meine arme Elisabeth!« rief er mit einer Aufwallung des Vatergefühls, die sich durch keine Rücksicht niederhalten ließ.

Er wankte und lehnte sich an eine der großen Kanonen, welche sich, der Sitte gemäß, in den vier Ecken des Staatszimmers befanden. Der Gouverneur, durch diesen Schmerzensruf schnell in die Familienverhältnisse eingeweiht, eilte auf ihn zu, um ihn zu halten.

»Ihre Tochter!« wiederholte er. »Verzeihen Sie mir, Mylord. Ich konnte es nicht ahnen ... fassen Sie sich ... ich will rufen, ich will ...«

Aber Sir Georges gab ihm einen Wink und sank auf einen Stuhl. Einige Augenblicke war er wie vernichtet. Endlich stürzten ihm die Thränen aus den Augen und er fühlte sich erleichtert.

»Meine Tochter! meine liebe Elisabeth!« schluchzte er. »Ach! wie oft habe ich während meiner Gefangenschaft dieses Unglück geahnt, aber ich mochte nicht daran denken. Meine lange Abwesenheit, ihre getäuschten Hoffnungen haben ihr den Tod gebracht. Man hatte mir gesagt, ich solle mich beeilen; sie hat den Muth verloren und der Gram hat sie getödtet. Als Gefangener in einem andern Welttheile konnte ich weder schreiben, noch Nachrichten von ihr erhalten. — Mein Gott! nach so vielen Drangsalen und Leiden muß ich auch diesen Verlust, den schmerzlichsten von allen, noch erleiden!«

Er konnte nicht weiter sprechen. Nach einer neuen Pause richtete er sich rasch auf und fügte hinzu:

»Sie hatte einen Sohn, ihr Ebenbild. Der Knabe hatte viel Talent und ein weiches Gemüth. Wo ist er? — Um des Himmels willen, Mr. Stewart,« fuhr er mit einer gewissen zornigen Aufwallung fort, »Sie werden mir wohl auch sagen, daß mein Enkel Eduard nicht mehr am Leben ist?«

Stewart, dessen verlegenes Gesicht diese neue Besorgniß hervorgerufen hatte, sah wohl, daß er nicht ausweichen konnte.

»Noch gestern, Mylord,« antwortete er, »hätte ich Ihnen nichts Bestimmtes sagen können; aber heute habe ich gehört, daß der Knabe nicht todt ist, wie man geglaubt hatte, obgleich der Tod seinem jetzigen Schicksal vielleicht vorzuziehen wäre.«

»Erklären Sie sich. Was ist geschehen?«

Der Gouverneur erzählte, wie Eduard Palmer vor einigen Jahren von einem Orang-Utang geraubt worden, und wie Richard erklärt habe, daß er seinen Sohn wiedergefunden.

Sir Georges, der diese seltsame Erzählung in großer Spannung angehört hatte, schlug sich verzweiflungsvoll an die Stirn.

»Was hatte denn die arme Elisabeth gethan,« sagte er, »um an ihrem Vater, an ihrem Gatten, an ihrem Sohne so hart geprüft zu werden! Ich hatte ihr doch längst ihren verhängnißvollen Ungehorsam verziehen: mußte denn der Himmel unerbittlicher sein als ich? Und womit hat der unschuldige Knabe das schreckliche Los verdient, zu welchem er jetzt verurtheilt scheint? Aber für ihn wenigstens soll die Sühne nicht lange dauern; und wenn man wirklich weiß, wo er zu finden ist, so werde ich dieses Land nicht verlassen, ohne ihn in die menschliche Gesellschaft zurückgeführt zu haben. Ich habe die Macht in Händen und werde davon Gebrauch machen.«

Durch diesen Vorsatz etwas ermuthigt, richtete er noch einige Fragen an den Gouverneur, der ihm Alles erzählte,

was er von den dermaligen Verhältnissen der Familie Palmer wußte. Vielleicht spendete er den Eigenschaften der schönen Anna Surrey, der Vorsteherin des Hauswesens, ein etwas zu beredtes Lob, denn Sir Georges unterbrach ihn.

»Tausend Dank, Mr. Stewart. Es ist ein Trost für mich, daß der Mann meiner Elisabeth in Miß Anna Surrey eine treue Freundin, eine zärtliche Tochter gefunden hat, die ihm für die Theueren, welche er verloren, einigen Ersatz bietet. Ich kenne Miß Anna kaum, denn sie war noch sehr jung, als ich vor fünf Jahren hier war, und die Beschwerde, welche ich über ihre Mutter zu führen hatte .... Doch ich vergesse, daß Sie mich nicht verstehen können.«

Er sann eine kleine Weile nach; dann stand er auf und sagte zutraulich:

»Mr. Stewart, Sie sind der Mitwisser von Geheimnissen geworden, die ich noch Niemanden hier anvertrauen wollte; Sie waren bei mir in einem Moment, wo das Herz überwallt, wo der stärkste Mann nicht mehr Herr seines Willens ist. Aber wenn ich einen Vertrauten hätte wählen müssen, so wäre gewiß keiner meines Vertrauens würdiger als Sie.«

Der junge Gouverneur verneigte sich.

»Aus sehr wichtigen Gründen,« fuhr der Admiral fort, »muß ich noch verschweigen, wie nahe ich der Familie Palmer stehe. Geben Sie mir Ihr Wort als Ehrenmann und englischer Offizier, daß Sie keinem Menschen die Ihnen zufällig bekannt gewordenen Umstände mittheilen werden.«

»Ich gebe es Ihnen sehr gern, Mylord. Ich bin mit

der Familie Palmer befreundet, und vielleicht werde ich einst Gelegenheit haben, zur Erreichung eines sehnlichen Wunsches um Ihre Fürsprache zu bitten.«

»Gut, gut, Stewart,« erwiederte der Admiral; »ich gedenke einige Zeit hier zu bleiben. Es werden mehrere Schiffe meines Geschwaders hier einlaufen, und ich werde Zeit haben, Sie anzuhören. Entschuldigen Sie, daß ich Sie jetzt nicht länger aufhalte, ich bedarf der Erholung, der Sammlung meiner Gedanken nach so vielen und heftigen Erschütterungen.«

Der Gouverneur empfahl sich.

»Die Angelegenheiten unseres gemeinsamen Vaterlandes sind in dieser Unterredung kaum zur Sprache gekommen,« fügte Sir Georges hinzu; »aber England soll auch an die Reihe kommen. — Leben Sie wohl, Mr. Stewart; ich werde Sie diesen Abend am Lande sehen. Inzwischen ersuche ich Sie, der Familie Palmer meine Ankunft zu melden; man wird mich wohl nicht mehr erwartet haben.«

Stewart entfernte sich. Der Admiral blieb in seiner traurigen Stimmung allein. Der Gouverneur hielt sich nicht lange auf dem Verdeck bei den jungen Offizieren auf; unter dem Vorwande, die erhaltenen Befehle schnell vollziehen zu müssen, sprang er in sein Boot und fuhr an's Land zurück.

Gegen Abend begab sich der Admiral Stevenson mit dem üblichen Pomp an's Land. Er war in Staatsuniform, von einem zahlreichen Stabe begleitet; die Geschütze der Batterien und der Fregatte feuerten zugleich ihre Salutschüsse ab, und der Gouverneur erwartete ihn an der Spitze

der kleinen Besatzung am Hafen. Man sah wohl, daß sich Sir Georges noch erinnerte, unter welchen traurigen Verhältnissen er einst diese Colonie, in die er jetzt mit Pomp zurückkehrte, verlassen hatte. Ein paarmal zog ein spöttisches Lächeln über seine düstern Gesichtszüge, als ob ihn irgend ein geheimnißvoller Umstand an diesen Contrast besonders erinnert hätte; sonst aber blieb er ernst, schweigsam, zerstreut. Als die officielle Begrüßung vorüber war, begab er sich in das anspruchlose Haus, welches noch immer das »Gouvernement« genannt wurde. Er erschien auch nicht bei dem Festmahl, welches der junge Gouverneur den Offizieren der Fregatte gab, und Stewart, der wohl wußte, weshalb der Admiral die Einsamkeit suchte, fühlte sich dadurch nicht beleidigt.

Abends nach der Tafel sollte, wie gewöhnlich, im Ballay des Dorfes ein »Bimbang« oder malayisches Fest abgehalten werden; die hübschesten Gadisen der Colonien gedachten sich einzufinden, um ihre Siribüchsen, der Landessitte gemäß, den eben angekommenen Offizieren und Soldaten anzubieten und deren Geschenke in Empfang zu nehmen. Es war eine Freude für die Seeleute, die seit sechs Monaten ihr Schiff nicht verlassen hatten; die dienstfreien jungen Matrosen und sogar einige Midshipmen in ihrer hübschen Uniform nahmen sich vor, den Schönen aller Farben recht eifrig den Hof zu machen. Der Admiral besuchte auch dieses Fest nicht, er hatte andere Absichten.

Bei der Landung hatte Stewart die erste günstige Gelegenheit benutzt, um dem Admiral zuzuflüstern, daß die Familie Palmer von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzt sei und ihn erwarte. Sir Georges begab sich gegen Abend in

Begleitung eines einzigen Matrosen, der sein volles Vertrauen besaß, zu der Wohnung seines Schwiegersohnes, ohne von den Leuten, die auf den Bimbang gingen, beachtet zu werden.

Der Admiral wurde von der bereits wartenden Negerin Maria empfangen.

Sie führte ihn in das Wohnzimmer, wo sich Mistreß Surrey und ihre Tochter Anna befanden; dann ging die Negerin mit dem Matrosen, der den Admiral begleitet hatte, unter die Veranda.

Es brannten mehre Kerzen im Zimmer, welches noch in demselben Zustande war, wie bei Stevenson's erstem Besuch. Der Anblick dieses Zimmers weckte daher alle seine peinlichen Erinnerungen, und anfangs bemerkte er weder Anna noch ihre Mutter, die einige Schritte von ihm standen und ihn weinend ansahen. Da er in der Thür stehen blieb, ging ihm Mistreß Surrey einige Schritte entgegen und sagte tief bewegt:

»Ah! Sir Georges, warum sind Sie so lange ausgeblieben?«

Der Admiral reichte der alten Dame die Hand.

»Wir wollen unsern alten Groll vergessen, liebe Mistreß Surrey,« sagte er mit wehmuthsvoller Güte; »Sie sind ja die Witwe, und Ihre Anna ist ja die Tochter meines alten Freundes und braven Waffenbruders Surrey. Ich habe für alle erlittene Unbill nur noch Nachsicht und Verzeihung. Jetzt wollen wir nur an unsere gemeinsame Trauer denken.«

Er ward genöthigt, sich zu setzen. Nach einer kurzen

Pause kam ein sehr trauliches Gespräch in Gang. Bald fragte Sir Georges:

»Wo ist denn der arme Palmer, gegen den ich vormals so ungerecht und schonungslos war? Werde ich ihn nicht sehen?«

Anna erinnerte an den traurigen Zustand, in welchem Richard aus dem Walde zurückgekommen war.

»Als er wieder zur Besinnung kam,« fügte sie hinzu, »aß er mit großem Appetit und fiel dann in einen so tiefen Schlaf, daß es noch nicht möglich war, ihn zu wecken. Der Doctor Van Stetten hat überdies verboten, diesen stärkenden Schlaf zu unterbrechen, und er machte uns Hoffnung, daß mein Oheim beim Erwachen ganz gesund sein werde. Wir wünschen sehnlichst mit ihm zu sprechen, denn er versichert, daß er endlich die Spur meines unglücklichen Vetters Eduard aufgefunden.«

»Man hat mir's auch gesagt, Miß Anna. Der Himmel gebe, daß diese Behauptung wahr sei! — Ich habe die Liebe, welche ich der Mutter gewidmet hatte, auf den Knaben übertragen, und wenn ich wieder abreisen müßte, ohne den Sohn meiner Elisabeth umarmt, ohne für seine Zukunft gesorgt zu haben, so würde mir nichts übrigbleiben, als in dem nächsten Treffen, an welchem ich theilnehmen werde, den Tod zu suchen.«

»Wir wollen hoffen, Sir Georges,« erwiederte Mistreß Surrey, »daß wir bald Gewißheit bekommen werden. — Aber erlauben Sie mir eine Frage. Als Sie Elisabeth das letzte Mal verließen, versprachen Sie ihr, die zur Rechtfertigung meines Bruders erforderlichen Schritte zu thun und die Zurücknahme der ungerechten Anklagen zu erwirken,

die ihn nöthigen, mit seiner Familie in diesem verwünschten Lande zu leben. Sir Georges, haben Sie Ihr Versprechen vergessen?«

»Zu meinem Bedauern habe ich meinen Zweck nur theilweise erreicht,« antwortete der Admiral seufzend; »deshalb muß ich unser verwandtschaftliches Verhältniß noch geheim halten. — Ich bin erst vor achtzehn Monaten wieder frei geworden, und nach meiner Ankunft in England machte ich sofort meinen ganzen Einfluß geltend, um die Zurücknahme des über Richard gesprochenen Urtheils zu erwirken. Sie müssen durch Vermittlung der Admiralität eine Abschrift der Schuldloserklärung Ihres Bruders erhalten haben.«

»Richard hat kein Schreiben dieser Art erhalten,« erwiederte Mistreß Surrey betroffen.

»Entschuldige, liebe Mutter,« fiel Anna ein, »Du weißt doch, daß diesen Morgen ein Packet aus Europa angekommen ist. Mein Oheim hat noch nicht die Kraft gehabt, es zu öffnen. Aller Wahrscheinlichkeit nach enthält es die wichtige Urkunde, von der Sir Georges spricht, und so erklärt sich der Schreckensname Beaulieu auf der Adresse.«

»Gott sei gelobt! mein Bruder kann nun wenigstens in einer englischen Colonie leben, ohne neue Verfolgungen fürchten zu müssen. — Doch dies ist noch nicht Alles, Sir Georges: eine andere Anklage, die nicht minder ungerecht und entehrend ist als die erste, lastet noch auf Richard.«

»Ich weiß es wohl, Mistreß Surrey; aber um diese Anklage rückgängig zu machen, hätte ich die Reise nach Indien machen müssen, und die Admiralität, die mich nach

meiner Befreiung zum Oberbefehlshaber ernannte, erlaubte mir nicht, persönlich einzuschreiten. Ich habe indeß einen erprobten Freund, der sich zur gründlichen Untersuchung dieser unheilvollen Procedur erboten hat, nach Pondichéry geschickt. Ich habe ihm alle nöthigen Nachweisungen gegeben, und da Pondichéry gegenwärtig eine englische Besitzung ist, so läßt sich wohl erwarten, daß die dortigen Behörden meine dringenden Empfehlungen berücksichtigen und ihm die Mittel an die Hand geben werden, diese räthselhafte Geschichte aufzuklären. Er wird mit mir hier zusammentreffen, und wir werden den Erfolg seiner Bemühungen bald erfahren. Ich für meine Person zweifle gar nicht mehr an der Schuldlosigkeit Richards. Der Oberst Braidwaith ist durch einen schändlichen Intriganten irregeführt worden; der wirkliche Verräther war, nach meiner festen Ueberzeugung, derselbe Dubarail, dem Richard so vielen Dank schuldig zu sein glaubte. Unglücklicherweise muß der gesetzmäßige Beweis geführt werden, und das wird schwer sein; aber wenn ich Richard de Beaulieu nicht, ohne mich selbst schwer zu compromittiren, öffentlich als meinen Schwiegersohn anerkennen kann, so kann ich ihn doch jetzt achten und lieben ...«

»Dadurch erfüllen Sie seinen sehnlichsten Wunsch, Sir Georges,« sagte eine tiefbewegte Stimme hinter dem Admiral.

Die beiden Damen standen erschrocken auf. Stevenson sah sich um. Richard, noch blaß und erschöpft, stand in der Thür und hielt einen Brief in der Hand.

»Wie unvorsichtig, lieber Onkel!« rief ihm Anna zu; »Du bist schon aufgestanden!«

»Bruder, Du stellst deine Kraft auf eine zu schwere Probe!«

»Laßt mich nur,« erwiederte Richard sanft und zugleich ernst; »ich war nur erschöpft und ausgehungert; eine gute Mahlzeit und eine kurze Ruhe haben mich wieder hergestellt. Wie konnte ich auch schlafen, da Hoffnung und Freude endlich in dieses Haus einzuziehen scheinen. — Sir Georges,« fügte er, auf die Schrift deutend, hinzu »diese Depesche, die ich beim Erwachen vor meinem Bett fand, hat mir vollends meine Kraft und meinen Muth wiedergegeben. Ich habe in diesem Acte der Gerechtigkeit Ihre Hand erkannt, und ich segnete Sie, als man mir Ihre längst ersehnte Anwesenheit in diesem Hause meldete; da bin ich herbeigeeilt und habe aus Ihrem Mund Worte gehört, die in meinem Herzen einen Wiederhall fanden.«

Der Admiral schwieg; er mochte wohl erstaunt sein über die große Veränderung, die in Richards Person seit einigen Jahren vorgegangen war, oder er war zu tief ergriffen von den Erinnerungen, die sein Schwiegersohn in ihm weckte.

»Ich habe vielleicht nicht recht verstanden,« fügte Palmer mit der ihm zur Gewohnheit gewordenen Niedergeschlagenheit hinzu, »oder die Worte, die ich auf mich bezog, waren nicht für mein Ohr bestimmt. Sir Georges will wahrscheinlich — und ich verarge es ihm nicht — meine vollständige Rechtfertigung in Frankreich wie in England, in Pondichéry wie in Madras abwarten.«

Stevenson stand rasch auf und trat mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu; Richard sank an seine Brust.

»Ach! Sir Georges,« sagte er mit Wehmuth, »wenn

unsere geliebte Elisabeth uns so hätte sehen können, sie würde vielleicht noch leben!«

Schwiegervater und Schwiegersohn sprachen von der Verblichenen, die Beiden so theuer und werth gewesen war; aber Anna und Mistreß Surrey nahmen keinen Theil an diesem Gespräch, das doch großes Interesse für sie haben mußte, sie waren zerstreut und ungeduldig. Endlich benützte Anna eine kurze Pause und fragte schüchtern:

»Lieber Onkel, seit Deiner Rückkehr sind wir in angstvoller Spannung. Diesen Morgen meldetest Du uns ein freudiges Ereigniß, das wir kaum glauben können. Ist es wirklich wahr, daß Du meinen unglücklichen Cousin Eduard wiedergefunden?«

»Ja, es ist wahr, Anna, es ist wirklich wahr!« antwortete Richard in freudiger Erregung.

»Bist Du deiner Sache gewiß, Bruder?«

»Liebe Schwester, liebe Anna,« fuhr Richard fort, »ich weiß, daß man mich in der Colonie für wahnsinnig gehalten hat, und vielleicht seid Ihr selbst zuweilen um meinen Verstand besorgt gewesen. Aber ich spreche die Wahrheit, wenn ich versichere, daß Eduard lebt. Ich habe ihn gesehen; ich bin ihm bis auf einige Schritte nahegekommen, ich hätte mit ihm sprechen können, wenn er meine Stimme erkannt und mich verstanden hätte.«

Er erzählte nun ausführlich seine letzte Wanderung in den Urwald. Alle Anwesenden hörten mit großem Erstaunen zu, selbst der Admiral, der doch in seinem langjährigen Seedienste an außerordentliche Ereignisse gewöhnt sein mußte. Anna und ihre Mutter gaben zuweilen ihren Schrecken zu erkennen oder brachen in Thränen aus.

Als Richard seine Erzählung beendet hatte, erwiederte Sir Georges:

»Ich habe schon viele ans Wunderbare grenzende Geschichten von diesen großen Affen gehört; aber was Sie mir da erzählen, Richard, könnte ich nicht glauben, wenn ich es nicht aus Ihrem Munde hörte. — Die Hauptsache ist, daß mein Enkel, der Sohn meiner geliebten Elisabeth, noch lebt. Man kann ihn befreien und ungeachtet seiner Verwilderung in das civilisirte Leben zurückführen. Er ist noch jung; die Erziehung wird die Spuren der jetzigen Rohheit verwischen. Warum sollte er nicht wieder der Stolz und die Freude seiner Angehörigen werden? Palmer, gedenken Sie die Befreiung des armen Knaben lange aufzuschieben?«

»Ich werde morgen früh ausziehen.«

Anna und Mistreß Surrey wollten Gegenvorstellungen machen, aber Richard ließ sie nicht zu Worte kommen.

»Ihr wollt wieder von meinen letzten Strapazen sprechen,« sagte er; »es darf keine Rede mehr davon sein! Ich bin vollkommen wiederhergestellt; ich fühle mich wieder stark und munter. Ich würde noch diesen Abend aufbrechen, wenn ich nicht die nothwendigen Vorkehrungen treffen und die erforderliche Anzahl von Leuten auftreiben müßte.

Mutter und Tochter machten nun keine Einwendungen mehr.

»Ich begreife Ihre Ungeduld, Richard,« erwiederte der Admiral, »und ich theile sie. Sie brauchen viele Leute, um Ihren Plan auszuführen; ich kann sie Ihnen verschaffen. Auf der Fregatte sind Laskaris, die wir in Malakka zum Schiffsdienst an Bord genommen haben; es sind starke, abgehärtete Menschen, die in der Tigerjagd geübt sind. Wir

vereinigen sie mit den Einheimischen, welche Sie zur Theilnahme an dem Zuge bewegen können, und ich selbst will Sie begleiten.«

»Sie, Sir Georges? Bedenken Sie doch Ihr Alter, die Beschwerden und Gefahren.«

»Es handelt sich ja um die Befreiung meines Enkels, des Sohnes meiner Elisabeth! Wie lange wird dieser Zug in den Wald dauern?«

»Drei bis vier Tage.«

»Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Rest meines Geschwaders binnen dieser Zeit hier einlaufen wird, ich kann also bis dahin frei über meine Zeit verfügen. Es bleibt dabei, Palmer, ich begleite Sie.«

Der Entschluß des Admirals konnte sehr mißliche Folgen haben; aber der Colonist wagte keine Einwendungen zu machen.

»Lieber Onkel,« sagte Anna, »ich will auch mitgehen.«

»Du, liebes Kind? Was fällt Dir ein? Das ist unmöglich.«

»Warum denn? Ich kann die Anstrengung schon ertragen, ich bin an das Klima gewöhnt; eine dreitägige Wanderung würde meine Kräfte nicht übersteigen.«

»Ich bitte Dich, Anna, gib diesen Gedanken auf,« sagte Mistreß Surrey erschrocken; »ich gebe nicht zu . . .«

»Mutter, was habe ich denn unter dem Schutze meines Onkels Palmer, des Herrn Admirals und so vieler andern Männer zu fürchten? Vielleicht kann ich auch zur Rettung Eduards etwas beitragen. Wie verwildert und menschenscheu er auch ist, er wird gewiß meine Stimme

und mein Gesicht erkennen; er wird sich nicht vor mir fürchten; ich werde ihm zureden, ihn zurückbringen, das ist nicht zu bezweifeln.«

Ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen, und sie faltete bittend die Hände.

»Nein, nein, mein Kind,« entgegnete Mistreß Surrey, »laß ab von deinem Vorhaben; verlaß deine kranke Mutter nicht. Ich würde während deiner Abwesenheit in schrecklicher Angst sein; wenn Du wiederkommst, wirst Du mich nicht mehr am Leben finden. Mein lieber Richard wird nicht zugeben, daß Du Dich solchen Gefahren aussetzest.«

»Mit deiner Erlaubniß, Schwester, bin ich anderer Meinung. Anna hat Recht; sie kann uns in der Besänftigung und Bezähmung unseres armen Wilden, dessen Scheu und Ungestüm die Hauptschwierigkeiten unseres Unternehmens sind, sehr nützlich sein. Ich habe einen Plan entworfen, bei dessen Ausführung uns Anna helfen soll. Uebrigens, Schwester, mußt Du um deine Tochter nicht allzu besorgt sein; ich hoffe sie vor jeder Gefahr zu schützen, und sie wird nur die Strapatzen zu ertragen haben. Der Theil des Waldes, den wir zu durchwandern haben, ist mir jetzt genau bekannt; mit Ausnahme einiger Stellen, wo sich unsere Arbeiter mit Beil und Messer einen Weg bahnen müssen, sind keine bedeutenden Schwierigkeiten vorhanden. Maria und Darius können Anna begleiten, um sie zu bedienen; ich selbst werde sie nicht aus den Augen lassen. Vertrauen Sie mir sie einige Tage an, und ich verspreche Ihnen, sie gesund und wohlbehalten wieder nach Hause zu bringen.«

Trotz dieser Beruhigungen ihres Bruders wollte Mistreß Surrey ihre Einwilligung noch nicht geben; aber Richard und Anna baten so dringend, daß die arme Mutter endlich nachgab.

»Nun denn,« sagte sie tief aufathmend, »der Himmel erbarme sich meiner! Wie werde ich die Abwesenheit meiner Tochter ertragen? Aber Du wirst sie mir wiedergeben, Richard, nicht wahr, Du wirst sie mir wiedergeben?«

Durch neue Betheuerungen wurde sie endlich beruhigt. Während der Colonist ihre Besorgnisse vollends beschwichtigte, sagte Sir Georges leise zu Anna, die über den Erfolg ihrer Bitten sehr erfreut war:

»Sie haben Eduard recht lieb, Miß Anna, und zeigen dadurch, daß Sie ein gutes Herz haben. Wenn ich nicht irre, wird dem armen Jungen diese Zuneigung hauptsächlich nach seiner Befreiung, wenn er erst wieder seinen Verwandten und der Gesellschaft angehört, von großem Nutzen sein. Behalten Sie ihn immer lieb, und später wird Niemand hindern, daß auch er Ihnen sein ganzes Leben widme.«

Sonderbar! Diese Worte schienen keinen günstigen Eindruck auf Anna zu machen.

Sie wurde blaß, ihre Thränen versiegten schnell und sie schlug schweigend die Augen nieder.

Sie bezwang jedoch dieses Gefühl und erwiederte nach einer kurzen Pause mit fast fieberhafter Begeisterung:

»Es wird uns gelingen. Ja, Mutter, Onkel, Sir Georges, es wird uns gewiß gelingen, ich habe die feste Ueberzeugung. Wir werden Eduard wiederfinden und ihn aus der Gewalt der abscheulichen Thiere befreien. In eini-

gen Tagen wird er sanft, gut und liebevoll werden, wie er in seiner Kindheit war.«

»Und wir werden Alle dieses verhaßte Land verlassen,« sagte der Admiral; »Sie gehen nach England, wo Eduard erzogen werden soll, um in der Gesellschaft eine meiner würdige Stellung einzunehmen, um einst mein Erbe zu werden.«

»Ja, ja, wir gehen nach England,« sagte Mistreß Surrey; »jetzt steht es uns ja frei, nachdem Richard dort von der schmählichen Anklage freigesprochen ist. Ich werde gewiß wieder gesund, wenn ich nicht mehr den Einflüssen dieses mörderischen Klimas ausgesetzt bin; denn hauptsächlich dieses Klima nagt an meinem Leben. Nicht wahr, Bruder, wir reisen ab?«

»Wohin wir uns auch wenden,« fügte Anna mit Selbstgefühl hinzu, »mein Oheim darf nicht fürchten, Jemand zur Last zu sein; denn er kann jetzt für sich und seinen Sohn ein sehr großes Vermögen zu Gelde machen.«

»Wirklich?« fragte Richard mit naivem Erstaunen, »sind wir denn so reich, Anna?«

»Ja wohl, Onkel, obgleich Du Dich seit Jahren nicht darum gekümmert hast. — Ach! lieber Onkel, unter allen Ursachen der Freude, die wir heute haben, ist wahrlich eine der ersten, daß Du wieder wie vormals denkst, sprichst und handelst. Du hast uns seit einer halben Stunde mehr gute Worte gesagt, als in den letzten fünf Jahren, und das ist gewiß eine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft. Ja, es ist jetzt nicht zu bezweifeln, daß die Unglückstage zu Ende sind, und daß bessere Zeiten für uns Alle anfangen werden.«

»Gott erhöre Dich, liebe Anna!«

Während sich die ganze Familie in dieser gehobenen Stimmung befand, hörte man in der Ferne ein Getöse, das vom Balley, wo das Fest stattfand, herzukommen schien. Richard und der Admiral beachteten es kaum, sie vermutheten, die Ursache des Tumults sei die etwas lärmende Freude der Gäste. Aber bald ließen sich laute Stimmen im Hause selbst hören und nöthigten sie, ihr Gespräch abzubrechen. Man erkannte bald die kreischende Stimme der Negerin Maria, die in dem Kauderwälsch der Colonie einem Menschen antwortete, dessen Sprache und Ausdrucksweise noch sonderbarer waren.

»Der große Mandarin des Meeres! Was meint der Schafskopf? Kein Mandarin hier. Ich lasse Euch nicht hinein!«

Die andere Stimme antwortete gelassen:

»Der Gouverneur hat gesagt: »Geh geschwind nach Hause und hole den großen Mandarin des Meeres, der bei deinem Herrn ist.« Yaw ist gekommen und muß dem Gouverneur eine zinnoberrothe Antwort bringen, oder Gouverneur wird Yaw prügeln lassen.«

»Selbst Zinnober!« eiferte die Negerin, die in der echt chinesischen Ausdrucksweise Yaw's eine Beleidigung zu sehen glaubte; »dieser lumpige Raupen- und Rattenfresser will über die Farbe anderer Leute spotten! Ich sage Euch, Ihr dürft nicht hinein!«

Aber Palmer hatte die närrische Sprache der beiden Streitenden verstanden.

»Der Mandarin des Meeres!« wiederholte er, »das

sind Sie, Admiral. Der Chinese kommt im Auftrage des Gouverneurs, um Sie zu holen. Was gibt's denn?«

Er öffnete die Thür, gebot Schweigen und befahl dem Chinesen, sein Anliegen dem Admiral vorzutragen.

Yaw wackelte also ins Zimmer. Er hatte sich seit fünf Jahren wenig verändert; er hatte noch dieselbe gelbe Gesichtsfarbe, dieselben eckigen Wangen, dieselben schiefgeschlitzten Augen, dieselben lächerlichen Manieren wie vormals; man hätte glauben können, er trage noch dieselben Kleider, denn sein Anzug war abgetragen und schmutzig. Auch dasselbe halb blödsinnige Lächeln war noch auf seinen Gesichtszügen verbreitet, und sein langer Zopf baumelte mit der Regelmäßigkeit eines Pendels von einer Schulter zur andern.

Obgleich er wahrscheinlich der Ueberbringer eines wichtigen, dringenden Auftrags war, blieb er doch in seiner gleichgiltigen, sorglosen Haltung; nur eine persönliche Gefahr schien ihn aus seiner Trägheit aufrütteln zu können. Inzwischen wurde der Tumult in der Richtung des Valley immer lauter und drohender; und es war nicht zu bezweifeln, daß es dort unangenehme Auftritte gab. Palmer sah auch wohl ein, daß man den Chinesen sogleich scharf ins Verhör nehmen müsse, um etwas aus ihm herauszubringen.

»Jetzt sprich, Yaw,« sagte er gebieterisch. »Mit dem Mandarin des Meeres meinst Du vermuthlich den Admiral Stevenson. Du stehst vor dem Admiral; was hast Du von Herrn Stewart an ihn und mich zu bestellen?«

Statt zu antworten lachte der Chinese.

»Der Schlingel ist von Opium benebelt,« sagte Palmer zu dem Admiral.

»Warum schickte uns denn Mr. Stewart einen so blödsinnigen Menschen?« sagte Sir Georges.

»Vielleicht hatte er keinen andern Boten bei der Hand. — Wirst Du jetzt reden?« sagte der Colonist drohend zu dem Chinesen. »Ich werde schon Mittel finden, Dir die Zunge zu lösen.

Er ergriff ein indisches Rohr. Yaw schien endlich zu begreifen, daß es jetzt nicht Zeit zu mondsüchtigen Grübeleien sei.

»Der Herr muß Yaw nicht schlagen,« sagte er mit komischem Selbstgefühl. »Yaw wird bald nicht mehr auf den Reisfeldern und Zuckerpflanzungen arbeiten. Yaw hat sich etwas erspart, er ist reich und wird bald in das schöne himmlische Reich zurückkehren. Und er wird die Malayin mitnehmen, die Gadise mit den goldenen Spangen an Armen und Beinen, und Beide werden mit Opium handeln.«

»Wenn Du die Gadise mitnimmst, so weiß ich wohl, was aus dem Golde ihrer Ringe und Spangen werden wird, und wenn Du Opiumhändler wirst, so wirst Du Dich an deiner Waare zu Tode rauchen. — Aber davon ist nicht die Rede. Ich frage Dich, was im Bimbang vorgeht und warum Dich der Gouverneur hierhergeschickt hat?«

Das Rohr, welches der Colonist drohend hob, beschleunigte die Antwort Yaw's.

»Ich will's dem Herrn sagen: Leichtfuß hat mit dem Radschah und dann mit dem jungen Mandarinen der großen Dschonke cokettirt; aber Yaw ist ihr eigentlicher Schatz, für ihn läßt sie sich goldene Spangen und Geschmeide schenken.«

»Zum Teufel die Gadise und der Raischah und Yaw selbst!« unterbrach Palmer aufgebracht. »Sprich, was ist im Bimbang vorgefallen?«

»Die Engländer und Malayen haben Streit bekommen,« sagte der Chinese mit der größten Ruhe, »und sie sind mit Kriß und Säbel handgemein geworden. Aber Yaw hat nichts damit zu thun gehabt.«

»Eine Rauferei? Warum sagtest Du das nicht sogleich, Tölpel!« eiferte Palmer.

Und er gab dem Chinesen einen so derben Stoß, daß der arme Yaw sich wie ein Kreisel drehte und zu Boden fiel.

Palmer wandte sich zum Admiral, der das Gespräch nicht verstanden hatte, aber mit großer Unruhe zuhörte.

»Sir Georges,« sagte er in englischer Sprache, »wie der Chinese sagt, ist unten im Balley eine Rauferei ausgebrochen, und der Gouverneur hält Ihre Anwesenheit für nothwendig, um die Ordnung schnell wieder herzustellen.«

»Ich vermuthete wohl, daß der Tumult eine solche Ursache habe,« erwiederte Stevenson; »ich will sogleich der Einladung des Gouverneurs folgen.«

Er stand auf, um fortzugehen.

»Mit Ihrer Erlaubniß, Sir Georges, will ich Sie begleiten,« sagte Palmer, der ebenfalls seinen Hut nahm.

»Was! Bruder,« sagte Mistreß Surrey besorgt, »Du willst Dich auch in den Streit mengen?«

»Ich werde Sir Georges nicht verlassen; es ist auch nichts zu fürchten. — Das Schreien und Toben hat fast ganz aufgehört. Unser junger Gouverneur, dem es weder an Klugheit noch an Energie fehlt, wird die Leute wohl schon zur Ruhe gebracht haben. — Ueberdies mußt Du

bedenken, Schwester, daß die Leute, die mich morgen begleiten sollen, im Bimbang sind; ich will mich mit ihnen verständigen und bald wiederkommen.«

Er entfernte sich mit Sir Georges, der sich kaum Zeit nahm, den Damen Lebewohl zu sagen.

Die Negerin Maria, die den Chinesen vergebens erwartet hatte, kam in den Salon, um zu sehen, was aus ihm geworden. Yaw war, von Richards kräftiger Hand fortgeschleudert, am Ende des Zimmers niedergefallen, und er schien sich auf dem gebohnten, mit einer Matte belegten Fußboden ganz behaglich zu fühlen. Er war daher ruhig liegen geblieben und überließ sich mit halboffenen Augen und verklärtem Gesicht den Verzuckungen, die der Opiumrausch seinen Erwählten zu Theil werden läßt.

Doch Maria war damit nicht einverstanden; sie wollte nicht dulden, daß der schmutzige Chinese den Salon ihrer Herrinnen mit seiner Gegenwart besudle. Anna bat um Schonung für den armen »Oelgötzen«; aber die entrüstete Negerin gab ihm tüchtige Fußtritte, um ihn zum Aufstehen zu bewegen. Da er sich nicht dazu entschließen konnte, so hob sie ihn mit ihren rüstigen Armen auf und trug ihn unter die Veranda, während der Chinese in seinem Opiumrausche lallte:

»Für Yaw hat Leichtfuß goldene Spangen. Yaw ist reich. Er wird mit Opium handeln. Er wird ein Hong-Kaufmann und Mandarin mit dem Krystallknopf!«



III.

Die Malayin.

Wir müssen nun die Leser in den Bimbang von Neu-Drontheim führen, um ihnen zu erklären, warum die Anwesenheit des Admirals daselbst auf einmal nothwendig geworden war.

Ein Fest dieser Art haben wir bereits beschrieben; unter der englischen Herrschaft waren diese Bimbangs mit ihren Eigenthümlichkeiten und herkömmlichen Unterhaltungen ebenso geblieben, wie sie unter der holländischen Herrschaft gewesen waren. Die Engländer waren zu klug, um die alten Gebräuche der Länder, welche sie in Besitz nahmen, abzuschaffen oder auch nur einzuschränken, und dadurch machten sie, ungeachtet ihres abstoßenden Charakters, ihre Gewalt leicht erträglich. Das Fest zu Neu-Drontheim hatte also an diesem Abende sein gewohntes Aussehen.

Der große Schoppen, der als Gesellschaftssaal diente, war wie früher mit seinen chinesischen Laternen hell erleuchtet. Der blendende Glanz verbreitete sich weithin über die Felder und Pflanzungen. Es waren dieselben Gäste mit ihren rohen, blutdürstigen Gewohnheiten; hier wurde eifrig gewürfelt; dort wetteten Liebhaber des Hahnenkampfs für den »gelben« oder »rothen« Kämpfer; weiter-

hin lagen die Opiumraucher und fröhnten ihrer verderblichen Leidenschaft bei dem Klange der chinesischen Gongs und der malayischen Flöten. Alte Leute plauderten mit einander und kauten Betel und tranken Kawa. Die Europäer gingen von einer Gruppe zur andern und betrachteten Alles mit Erstaunen und oft mit Spott.

Das Fest hatte sehr hübsch begonnen und schien alle vorigen an Glanz übertreffen zu wollen. Gegen neun Uhr erschienen die Gadisen, ihre Siribüchsen in der Hand tragend, und setzten sich auf die Pölster, die mitten im Ballen einen Kreis bildeten; die älteren Frauen nahmen hinter ihnen auf Matten Platz. Der Sitte gemäß bewillkommte ein Greis die Europäer, und ein Midshipman antwortete im Namen der Fremden mit aller von der Etiquette gebotenen Höflichkeit. Als diese Empfangs- und Begrüßungs-Ceremonien zu Ende waren, reichten die Gadisen den galanten Seemännern ihre Büchsen und empfingen von diesen die üblichen Geschenke. Endlich begannen die Tänze, welche die Nacht hindurch dauern sollten.

Alles ging also gut, bis daß eine gelbe Helene, nicht minder gefallsüchtig, wenn auch nicht so schön wie jene andere Helene, welche den Untergang von Troja verursachte, Verwirrung und Zwietracht in diese lustige Gesellschaft brachte.

Diese Helene war keine andere, als die Tochter des Malayen Elephantentödter. Leichtfuß mochte damals etwa fünfundzwanzig Jahre zählen, und in jenem aufreibenden Klima gilt ein Mädchen in diesen Jahren für eine alte Jungfer. In ihrem Gesicht zeigten sich bereits einige Runzeln; ihr Mund war von Betel verwüstet, und um ihre

noch immer feurigen Augen begannen sich schwärzliche Ringe zu bilden. Dagegen verstand keine Schöne des Orts das Fächer- und Augenspiel so gut, keine tanzte mit so viel Anmuth und Gewandtheit wie sie. Sie war allerdings die älteste der anwesenden Gadisen, aber sie war auch ihre Königin wegen ihrer Kunst, die Männer anzulocken und zu fesseln.

Sie trug übrigens einen sehr stattlichen Anzug, und es wäre einem Fremden unmöglich gewesen, sie für eine Hof- und Stallmagd zu halten. Ihr Putz enthielt ihr ganzes Vermögen, mit Inbegriff der Ausstattung, welche sie einst bei ihrer Verheiratung mit Yaw oder mit einem andern Bewerber zu erwarten hatte. Rock und Leibchen waren von reichem Seidenstoff; ihre Schärpe von chinesischem Flor hatte eine breite Goldfranse. Ihr üppiges schwarzes Haar, welches nach chinesischer Art oben auf dem Kopf zusammengebunden war, wand sich um einen Kamm und goldene Nadeln. An ihren unbekleideten Armen und Beinen prangten mehre goldene Ringe, die bei der mindesten Bewegung klapperten. Endlich hatte sie, einer noch jetzt auf Sumatra, Java und Borneo unter den Mädchen sehr verbreiteten Sitte gemäß, ihre durch den Siri sehr verdorbenen Zähne durch ein goldenes Gebiß ersetzt, und wenn sie lächelte, gaben diese goldenen Zähne, die mit ihrer Gesichtsfarbe fast übereinstimmten, ihrer Physiognomie einen ganz sonderbaren Charakter.

Diese majestätische Schönheit wurde natürlich von mehreren Bewunderern umschwärmt, welche bei ihr mehr oder weniger in Gunst standen. Der Chinese Yaw betrachtete nur von weitem und verstohlen seine von Gold stro-

tzende Braut; aber ein Malaye mit unheimlichem Gesicht stand hinter ihr und beobachtete jede ihrer Bewegungen. Der dunkelbraune Mann wohnte seit sechs Monaten in Neu-Drontheim, und man pflegte ihn den »Radschah« zu nennen. Er war wirklich Radschah oder Häuptling eines der im Innern des Landes wohnenden Stämme gewesen; aber er war im Kampfe mit einem Nachbarstamme geschlagen worden; die Seinigen waren gefallen oder in Gefangenschaft gerathen; er selbst war mit drei oder vier seiner Genossen mit großer Mühe in das Fahrzeug entkommen, das ihn nach Neu-Drontheim gebracht und sein ganzes Vermögen enthalten hatte. Dieses Vermögen bestand nur in einigen Geschmeiden, welche zu dieser Stunde die Tochter des Elephantentödters schmückten, und der vormalige Herrscher schien sich keine andern Juwelen verschaffen zu können. Der Radschah war der wärmste Verehrer der schönen Gadise, die recht gern seine Geschenke annahm und ihn dafür mit ihrem »goldenen« Lächeln belohnte. Ob er wirklich Ursache zur Eifersucht hatte, oder ob er von Natur allzu sehr zum Argwohn geneigt war, mag dahingestellt bleiben; genug, er war mißtrauisch und bedrohte jeden Mann, der sich seiner Erwählten näherte, mit seinen beiden im Gürtel steckenden langen Messern.

Man wird sich vielleicht wundern, daß Elephantentödter, der an dem Verführer seiner Frau eine so furchtbare Rache genommen, den Radschah und die übrigen Verehrer seiner Tochter nicht im Respect hielt; aber Elephantentödter schien mit den Jahren gleichgiltiger geworden zu sein. Durch leidenschaftliches Spiel abgestumpft, durch unsinnige Wetten bei Hahnenkämpfen verarmt, kümmerte

er sich wenig mehr um seine häuslichen Angelegenheiten, und ein Geschenk an Geld oder Naturalien machte ihn kurzsichtig. Der Radschah wußte das vielleicht von Anderen, und er hatte Alles aufgeboten, mit dem Vater seiner Huldin gute Freundschaft zu halten. Gleichwohl durfte man sich auf die Willfährigkeit des Malayen nicht allzu fest verlassen, und wenn Elephantentödter über einen Verlust im Würfelspiel oder Cock-Pit übler Laune war, hätte der Radschah oder ein Anderer kaum wagen dürfen, der Gadise den Hof zu machen.

In dieser Abendgesellschaft nun gab Leichtfuß sowohl dem Vater als auch dem Radschah Anlaß zur Unzufriedenheit durch ihr Cokettiren mit einem jungen englischen Matrosen, der durch Zufall oder vielleicht mit Absicht ihr Tänzer geworden war. Der Seemann war ein schöner, kräftiger Bursch, heiter und sorglos, der unter den Schönen der alten und der neuen Welt schon viele Eroberungen gemacht hatte. Ihm hatte die Gadise ihre mit Perlmutter und Ebenholz ausgelegte Siribüchse gereicht. Der Matrose hatte, nachdem er den Betel herausgenommen, bronzene Ketten, Ohrgehänge und Halsbänder von falschen Perlen und andern werthlosen Flitter hineingelegt. Aber die Gadise, die nach dem Schein urtheilte, war durch das prächtige Geschenk geblendet worden und belohnte den galanten freigebigen Fremdling, ohne Rücksicht auf ihren braunen Radschah Othello, durch herausforderndes Lächeln und freundliches Entgegenkommen.

Durch diesen Erfolg ermuthigt, glaubte der unternehmende Matrose, wie einst der Bootsmann der »Gertrud«, seiner Bewunderung einen schrankenlosen Ausdruck geben zu

dürfen; er lachte, scherzte und tändelte mit der schönen Malayin, die es ihm durchaus nicht übelnahm.

Leichtfuß mußte in den Kreis treten, um mit anderen Tänzerinnen den »Schärpentanz«, in welchem sie ihre größten Triumphe feierte, auszuführen. Sie erntete allgemeine Bewunderung; keine der anderen Tänzerinnen wußte ihren Salandani so malerisch flattern zu lassen, so anmuthige Stellungen anzunehmen, so feurige Blicke um sich zu werfen. Der stürmische Beifall der Versammlung äußerte sich in allen Formen und in verschiedenen Sprachen; und als die Gadise auf ihren Platz zurückkehrte, war sie von Bewunderern umschwärmt und mit kleinen Spiegeln, Fächern und Siribüchsen beschenkt.

Der düstere Radschah hatte sich indeß nicht zu den Anderen gesellt; seine Hand hielt den silbernen Griff seines Kriß fest. Yaw hingegen, der sich ebenfalls, aber aus anderen Gründen, in bescheidener Entfernung hielt, sagte schmunzelnd:

»Elephantentödters Tochter wird Yaw zum reichen Manne machen. Wenn Yaw sie geheiratet hat, wird er mit ihr in das himmlische Reich gehen, und sie soll vor dem Kaiser tanzen; Yaw wird dann Mandarin und Gouverneur der Hauptstadt. Aber ob die Ketten und Spangen, die ihr der »Barbar« gegeben hat, auch wirklich Gold und echte Perlen sind? Yaw wird sie in Augenschein nehmen.«

Dieser große Beifall hätte die Eigenliebe der gelben Schönen befriedigen sollen; doch dem war nicht so. Als sie triumphirend auf ihren Platz zurückkehrte, vernahm sie aus dem Munde einer andern Tänzerin einige Worte, welche

sie in Wuth versetzten. Sie sah sich um und ihre schwarzen Augen schossen Blitze.

Die Bewunderung, welche die Männer für sie fühlten, wurde von den Frauen der Gesellschaft keineswegs getheilt. In einer europäischen Gesellschaft würde sich eine in den Schatten gestellte Schöne durch irgend ein doppelsinniges, aber tief verletzendes Wort rächen; in dieser Versammlung von schwarzen, orangegelben und kupferfarbenen Mädchen ging man offener zu Werke. So kam es denn, daß Leichtfuß nach beendetem Schärpentanz eine der jüngsten und hübschesten Gadisen ziemlich laut sagen hörte:

»Es sind schon viele Jahre, daß sich Leichtfuß im Salandanitanz bewundern läßt; sie sollte ihn jetzt anderen Mädchen überlassen, deren Mutter sie sein könnte. Ihre Runzeln passen schlecht zu ihrem Putz.«

Diese boshaften Worte trafen Leichtfuß wie ein Dolchstich in's Herz. Daher warf sie der andern Gadise den funkelnden Blick zu und sann sofort auf einen neuen Triumph, der die anwesenden Schönen recht ärgern und eifersüchtig machen sollte.

Sie entwarf schnell einen Plan. Ihre höllische Coketterie erlaubte ihr nicht, über die Mittel und die Folgen lange nachzudenken, wenn nur der Zweck erreicht wurde. Dieser Zweck war, ein ungeheures Scandal zu erregen und ihren Nebenbuhlerinnen dadurch einen Beweis von der Gewalt ihrer Schönheit zu geben.

Während sie mit Schmeicheleien überhäuft wurde, fing sie wieder an zu lächeln und ihre goldenen Zähne zu zeigen. Aber als die stürmischen Glückwünsche vorüber waren, wandte sie sich um und winkte den Radschah zu sich.

Die Bildsäule bekam sogleich Leben; das bronzene Antlitz des Malayen bekam einen Anflug von Stolz und Freude. Er trat mit wundervollem Anstande auf Leichtfuß zu und neigte sich zu ihr, um zu hören, was sie ihm zu sagen hätte.

»Radschah,« flüsterte sie ihm in malayischer Sprache zu, »für Dich allein habe ich getanzt; die Fremdlinge sind mir lästig, der junge Engländer insbesondere ist mir verhaßt, denn er tritt meinem Geliebten in den Weg.«

Der Malaye war entzückt; er wollte antworten, aber eine Bewegung des Fächers gebot ihm Schweigen. Er entfernte sich jedoch nicht und warf glühende Blicke auf die Zauberin, deren feurige Augen seine Leidenschaft zur lodernden Flamme anfachten.

Der junge Matrose hatte nichts verstanden und die Anwesenheit des Radschah kaum beachtet. Seine Lustigkeit schmeckte etwas nach Londoner Tavernen, und seine Schmeicheleien wurden von der Gadise nicht immer verstanden. Sie wandte sich wieder zu ihm und sagte hinter ihrem Fächer, ohne daß ihr Gesicht den Sinn ihrer Worte im mindesten verrieth, in holperigem Englisch:

»Ihr seid schön wie der anbrechende Tag, wie könnte man Euch nicht lieben? Aber ich mag mich der Freude über eure Nähe nicht überlassen, denn der Radschah, der nahe bei Euch stehende Malaye, läßt mich nicht aus den Augen. Hütet Euch vor ihm; er ist falsch und heimtückisch.«

Der Seemann verstand diese Worte recht gut, obgleich das Englisch der Gadise ziemlich räthselhaft klang.

Die Falle war sehr plump gestellt; eine europäische Cokette, die zwei tapfere Ritter hätte an einanderhetzen

wollen, würde gewiß mit mehr Schlauheit und Gewandtheit zu Werke gegangen sein; aber die Treulosigkeit hatte doch den gewünschten Erfolg. Die beiden Nebenbuhler begannen einander Blicke zuzuwerfen, die nichts weniger als freundlich waren. Leichtfuß sah frohlockend, daß der glimmende Funke das Pulverfaß bald erreichen und die Explosion bald erfolgen müsse; sie verdoppelte daher ihre scheinbar harmlosen buhlerischen Künste.

Der Tanz hatte wieder begonnen; der Matrose und der Radschah schienen die Tänzerinnen, welche die vorigen ablösten, mit Vergnügen zu betrachten. Da der Radschah aber in erster Reihe stand und den hinter ihm Stehenden den Anblick der Tänzerinnen entzog, so sagte der junge Engländer ganz laut und spöttisch:

»Der Gentleman mit seinem Pfefferkuchengesicht macht sich so hoch und zieht so viele Segel auf wie der Hauptmast eines Dreideckers. Welche Theerjacke wird auf seinen Mastkorb klettern und ausgucken?«

Dieser Witz wurde von den übrigen Matrosen laut belacht. Aber der Radschah, der kein Englisch verstand, ahnte nicht, daß er die Zielscheibe des Spottes sei. Durch den Beifall, den sein Spaß gefunden, ermuthigt, fügte der junge Jack Tar in noch übermüthigerem Tone hinzu:

»Sehet doch, ob er nicht gerade so aussieht wie die alte Pudding-Verkäuferin in Hyde-Park mit ihrem verwitterten braunen Gesicht und dem schmutzigen Tuch um den Kopf. — Weißen Pudding für einen Penny, Mistreß!«

Das Gelächter wurde immer lauter, und der Radschah merkte endlich, daß er die Zielscheibe dieser Spöttereien war. Er wandte sich daher halb um und warf dem Matro-

sen einen finstern Blick zu, aber er sagte nichts und blieb ganz ruhig.

»Nimm Dich in Acht,« sagte ein Matrose zu seinem Cameraden. »Die alte Hexe hat lange Messer im Gürtel, und sie könnte leicht Lust bekommen, schwarzen Pudding aus deinem Blut zu fabriciren.«

»Bah!« erwiederte der Spötter,« ich kümmere mich nicht soviel um ihre Küchenbatterie!«

Er machte dabei eine Geberde, die in allen Ländern als eine schwere Beleidigung angesehen wird. Der Radschah hatte die Geberde wohl gesehen, aber er verstand die Bedeutung derselben nicht, und er würde sich noch nicht gerührt haben, wenn ihm nicht Leichtfuß, die sich in diesem Augenblicke zwischen den beiden Nebenbuhlern befand, in malayischer Sprache zugeflüstert hätte:

»Er beleidigt Dich, Radschah! Eine Memme kann ich nicht lieben.«

Dann wandte sie sich zu dem Matrosen und sagte in ihrem schlechten Englisch und mit einem Tone, der wie Vorwurf klang:

»Haltet Euch tapfer, braver junger Mann; er wird das Feld räumen und ich werde nur Euch lieben.«

Dann fing sie wieder an mit dem Fächer zu spielen und ihre Metallzähne zu zeigen. *)

---

*) Der abscheuliche Charakter der Malayin ist keine Erfindung. Alle Reisenden erzählen übereinstimmend, daß es nicht nur in Sumatra, sondern auch in Borneo und Java Malayinnen gibt, deren herzlose Grausamkeit Anlaß gibt zu den häufigen Verbrechen, die in den Colonien begangen werden.

Anmerkung des Verfassers.

*

Ungeachtet dieser Aufreizungen schien keiner der beiden Nebenbuhler den andern zuerst angreifen zu wollen, sie beschränkten sich noch auf trotzige, drohende Blicke.

»Du Safrangesicht,« höhnte endlich der Engländer, »glaubst Du etwa, daß ich mich vor deinen Klapperschlangenaugen fürchte? Komm heran, wenn Du Muth hast, und wir wollen sehen, ob deine Pergamenthaut ebenso laut klingt wie eine Trommel, wenn der Zapfenstreich geschlagen wird.«

Der Radschah vermochte sich nicht länger zu halten. Er stürzte brüllend, mit gezücktem Dolch auf seinen Gegner los. Doch der Matrose war auf seiner Hut; als geübter Boxer wich er dem Stoß geschickt aus und warf den Malayen mit einem Faustschlage zu Boden.

Lauter Jubel der europäischen Matrosen folgte diesem Meisterstück der Gewandtheit und Kraft; aber der Radschah sprang rasch wieder auf. Der Dolch blitzte noch in seiner Hand, seine Augen sprühten Feuer, der Schaum fing an seine Lippen zu bedecken. Der Engländer fürchtete sich nicht und rüstete sich zur Abwehr eines neuen Angriffs.

»Was! Du hast noch nicht genug?« sagte er höhnisch.

Der Malaye, der wieder auf ihn eindrang, wurde durch einen noch derberen Faustschlag auf's neue zu Boden geworfen, so daß er blutend und kaum einer Bewegung fähig liegen blieb.

Die englischen Seeleute, die es nur für ein Spiel hielten, spendeten lauten Beifall. Auch die andern Anwesenden, selbst die hübschen Zuschauerinnen zeigten weder großes Erstaunen noch große Bestürzung; derartige Auftritte waren an öffentlichen Orten zu häufig, als daß man dadurch hätte

in Schrecken gesetzt werden können. Niemand nahm die Flucht, man bildete einen ziemlich großen Kreis um die Kämpfenden. Leichtfuß frohlockte während dieses Kampfes, dessen Ursache sie war; sie saß in stolzer Haltung auf ihrem Polster, spielte mit dem Fächer und warf triumphirende Blicke um sich, als ob sie den übrigen Gadisen sagen wollte:

»Würden Eure Anbeter es auch so machen?«

Elephantentödters Tochter fühlte sich indeß noch nicht in ihrer Eitelkeit befriedigt; sie hatte mehr erwartet, als einen Faustkampf zwischen zwei Rivalen. Da der Radschah noch immer betäubt und regungslos zu ihren Füßen lag, neigte sie sich zu ihm und sagte leise:

»Hat denn der Radschah keine Freunde, um ihn an diesem übermüthigen Engländern zu rächen?«

Der Ton dieser verführerischen Stimme schien den Besiegten plötzlich wieder zu beleben. Er richtete sich auf und sprach mit starker Stimme einige Worte in seiner Muttersprache. Die anwesenden Malayen beantworteten diesen Ausruf sogleich durch wildes Geschrei und eilten zum Beistande ihres Landsmannes herbei. Aber der Radschah wartete nicht auf sie; er kroch zwischen den Beinen der ihren Cameraden umgebenden Matrosen hindurch, erhob sich rasch auf ein Knie und stieß seinen Kriß in die Brust des jungen Seemannes, der nun ebenfalls blutend niedersank.

Es entstand nun eine schreckliche Verwirrung in der Versammlung; die Europäer zogen ihre Säbel, die Malayen zückten heulend ihre langen Dolche. Man drang auf einander ein; es floß Blut, und in der Hitze des Kampfes wurden die unglücklichen Opfer dieses unsinnigen Streits mit Füßen getreten.

Während der Rauferei mußte man Leichtfuß sehen! Sie war auf die Seite getreten, aber sie hatte nicht, wie die meisten Tänzerinnen, die Flucht genommen. Sie stand mit triumphirender Haltung, mit geröthetem Antlitz und wogendem Busen an einem Ende des Balley, um sich ihres Triumphes zu freuen. Nie hatte die Königin eines Turniers mit so viel Stolz zugesehen, wie edle Ritter mit einander kämpften, um ihr eine Augenweide zu verschaffen.

Die abscheuliche Creatur bemerkte inzwischen ihren Vater mitten im Handgemenge. Elephantentödter schien sogar einer der erbittertsten Kämpfer zu sein. Er war ja ein Freund des Radschah, dann hatte ihn das Mißgeschick, das ihn den ganzen Abend verfolgte, in sehr üble Laune versetzt. Er hatte Alles, was er besaß, im Spiel verloren und seinem Kampfhahn war beim ersten Angriff von dem Sporn des Gegners der Bauch aufgeschlitzt worden. So war der alte Malaye grimmig geworden und er hatte diese Gelegenheit, seiner Wuth freien Lauf zu lassen, begierig benutzt.

Die Offiziere der Fregatte und alle anderen Personen, welche über die Kämpfenden eine Gewalt hatten, eilten herbei, um die Ordnung wieder herzustellen. Selbst der Gouverneur Stewart warf sich muthig zwischen die beiden Parteien, und suchte sie bald durch vernünftige Vorstellungen, bald durch Drohungen zum Niederlegen der Waffen zu bewegen, aber seine Bemühungen hatten nur einen unvollständigen Erfolg gehabt. Als es ihm mit Gefahr seines eigenen Lebens gelungen war, dem Kampf an einem Punkte Einhalt zu thun, wurde an einem andern mit neuer Wuth angegriffen. Die höchst erbitterten Malayen

verstanden nicht einmal die Worte, die der Gouverneur zu ihnen sprach. Die Seeleute beachteten seine Befehle nicht, und selbst die Offiziere der Fregatte fanden bei ihren ergrimmten Leuten keinen Gehorsam Der Gouverneur und seine Freunde konnten nur hindern, daß die Rauferei nicht allgemein wurde. Die meisten der Anwesenden beschränkten sich auf Schmähungen und Drohungen in verschiedenen Sprachen. Die Erbitterung auf beiden Seiten hörte jedoch nicht auf und auf allen Seiten wurde geschrien und getobt.

Da bemerkte der erschöpfte, von Schweiß triefende, über den Ungehorsam seiner Untergebenen erzürnte Gouverneur den Chinesen Yaw, der ganz ruhig und mit seinem halb blödsinnigen Lächeln zusah. Da er in ihm einen von Palmer's Leuten erkannte, so befahl er ihm, den Admiral sofort von der Rauferei in Kenntniß zu setzen. Zugleich schickte er an den nahen Wachtposten einen Unteroffizier mit dem Befehl, die Garnison ausrücken zu lassen und ihm einstweilen die in den Forts auf Wache befindlichen Soldaten zu schicken.

Wir wissen, mit welchem Eifer, mit welcher Eile und Klugheit sich Yaw seines Auftrages entledigt hatte. Es dauerte sehr lange, bis der Admiral und Richard der Einladung folgen konnte.

Unterwegs hörten sie die Trommel am Hafen. Im Ballsaale hatte der Tumult inzwischen ganz aufgehört, und als sie endlich ankamen, hatte sich die Scene völlig verändert.

Der junge Gouverneur hatte mit Hilfe der gewöhnlichen Wache die Ruhe hergestellt. Der Balley war mit dem Bajonett geräumt worden, und die meisten Gäste

irrten neugierig, aber eingeschüchtert in der Nähe umher. Im Innern des Balley waren noch die Spuren der furchtbaren Rauferei sichtbar.

Die Laternen waren erloschen oder zerfetzt; die blutbefleckten Pölster, Sessel, Musikinstrumente lagen zwischen Fächern, Schärpen und anderen weiblichen Zierathen auf dem Boden umher. Fünf bis sechs Männer von beiden Parteien waren schwer verwundet, und zwei waren todt; Andere, die mit leichteren Verletzungen davongekommen waren, mochten nichts merken lassen. Die Verwundeten lagen auf Matten, und der Doctor Van Stetten leistete ihnen unter Assistenz des Schiffsarztes die nöthige Hilfe. Mit Ausnahme einiger europäischer Colonisten, welche die Erlaubniß hatten, im Saale zu bleiben, sah man nur noch eine Abtheilung Soldaten mit geschultertem Gewehr, und mitten in den Reihen einige Meuterer, die man arretirt hatte. Der Gouverneur, seinen Degen in der Hand haltend, sprach eifrig mit den Offizieren der Fregatte.

Stewart stattete dem Admiral Bericht ab. Sir Georges hörte ihn mit Wohlwollen an und spendete dem jungen Gouverneur alles Lob wegen seines energischen Einschreitens, dann begann er sofort die Untersuchung. Er befragte die Gefangenen, die Verwundeten und alle Personen, die über den Ursprung der blutigen Rauferei einige Aufklärung geben konnten. Man wußte nur, daß der Streit zwischen einem jungen Matrosen und dem Radschah begonnen hatte. Der Radschah aber befand sich unter den Todten, und der schwer verwundete Matrose konnte keine Frage beantworten.

Sir Georges versprach strenge Untersuchung und traf

die von den Umständen gebotenen Vorkehrungen. Alle Matrosen mußten sich augenblicklich an Bord begeben, wo sie bis auf Weiteres consignirt bleiben sollten. Die Gefangenen wurden unter starker Bedeckung in die Batterien geschickt; die Todten wurden fortgeschafft, die Verwundeten in ein nahes Haus gebracht, wo sie von den Aerzten behandelt werden sollten. Nachdem die dringendsten Anordnungen getroffen waren, gab der Admiral die Erlaubniß, die Gäste wieder herbeizurufen und in den Unterhaltungen fortzufahren, wenn sich noch Vergnügungslustige finden sollten; es wurde indessen in der Nähe des Ballsaales eine Abtheilung Soldaten mit geladenen Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten aufgestellt, um nöthigenfalls jedes neue Raufgelüste zu unterdrücken.

Anderswo wäre diese Erlaubniß ganz unnütz gewesen; Niemand würde an einem Orte, wo so eben ein Gemetzel stattgefunden, Zerstreuung und Unterhaltung gesucht haben. Aber die Schwarzen, Chinesen und Hindu, welche die Mehrzahl der Gäste bildeten, nahmen es nicht so genau. Bald kamen die Hahnenkämpfe und Würfelspiele wieder in Gang, die Opiumraucher kamen mit ihren Pfeifen wieder, die Kawatrinker mit ihren Calebassen. Sogar die Gadisen ließen nicht lange auf sich warten, und während sie den Ballsaal wieder in Besitz nahmen, bedachten sie vielleicht nicht, daß der feuchte Boden unter ihren nackten Füßen mit Blut getränkt war. Aber was vermöchte wohl ein tanzlustiges Mädchen, zumal eine Gadise, abzuschrecken? Eine Viertelstunde nach dem Gemetzel begann die Tanzmusik wieder und die Schärpen flatterten von neuem über den braunen Köpfen der hübschen Tänzerinnen.

Unter diesen leidenschaftlichen Adeptinnen der Lust befand sich in erster Reihe die Tochter Elephantentödters, der weibliche Dämon, der die Zwietracht in diese anfangs so harmlose Versammlung geschleudert hatte. Uebrigens hatte sich Leichtfuß, selbst während des ärgsten Getümmels, nicht weit vom Balley entfernt. Sie hatte den ganzen blutigen Kampf, den sie angestiftet, mit angesehen. Sie war stolz auf den Tumult, das Blutvergießen; sie meinte, es würde nun keiner Rivalin mehr einfallen, ihr die Palme der Schönheit und Anmuth streitig zu machen. Und gleichwohl hatte sie gesehen, daß die Soldaten den Radschah und den jungen Matrosen forttrugen; aber was lag ihr daran, die beiden Gegner hatten ja um ihre Huld gekämpft! So war sie, eine der Ersten, munter und fröhlich wieder im Tanzsaal erschienen. Sie ließ ihre herausfordernden Blicke umherschweifen, und in Ermangelung des englischen Matrosen, des Radschah und selbst ihres lächerlichen Bräutigams Yaw begann sie ihre Coketterien mit einem jungen Lascar, der in seinem langen weißen Gewande etwas entfernt von ihr stand und sie schweigend betrachtete. Sie wandte ihre gewohnten Kunstgriffe an, um ihn anzulocken; sie ahnte nicht, daß ein hinter einem Pfeiler verborgener Mann mit Entrüstung ihrem abscheulichen Treiben zusah und auf ein Mittel sann, sie dafür zu züchtigen.

Inzwischen war Sir Georges mit Richard und dem Gouverneur in einer Ecke des Saales geblieben, während die Offiziere der Fregatte und der Garnison draußen die erhaltenen Befehle vollzogen.

»Eine höchst unangenehme Geschichte, Mr. Stewart,« sagte der Admiral traurig, »und sie wird mir mehr zu thun

machen, als ich während meines Aufenthalts in der Colonie wünschte. Diese Malayen sind treulose, heimtückische Menschen, vor denen man auf der Hut sein muß. Andererseits haben wir auf der Fregatte wahre Teufel, die nicht leicht zu bändigen sind. Ich kann sie, nach einer so langen Seereise, nicht auf unbestimmte Zeit an Bord consigniren; es wäre grausam, und gleichwohl braucht man gerade kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß es neue Raufereien und Mordthaten geben wird, sobald sie an's Land kommen und mit den Malayen anbinden. Beim Himmel! es scheint wirklich ein Fluch auf diesem Lande zu lasten. So oft als ich es betrete, ereignet sich neues Unglück.«

»Ich hoffe, Mylord,« sagte der Gouverneur, »daß die von Ihnen getroffenen Vorkehrungen die Erneuerung dieser Vorfälle verhüten werden.«

»Sir Georges,« fügte Richard hinzu, »dieser fatale Raufhandel durchkreuzt unsern Plan. Ich glaubte hier die Malayen zu finden, die mich in den Wald begleiten sollen, und ich weiß jetzt nicht, wie ich mich mit ihnen in's Einvernehmen setzen soll; ich weiß nicht einmal, ob sie unter den obwaltenden Umständen geneigt sein werden, mir zu folgen. Aber mein Entschluß steht fest; ich will keinen Tag, keine Stunde zögern, Morgen früh breche ich auf.«

»Ich habe ja die Lascaris von der Fregatte zu Ihrer Verfügung gestellt,« erwiederte der Admiral Stevenson. »Es ist keiner von ihnen wieder an Bord gegangen, denn sie waren so vernünftig, in dem Streite zwischen den Engländern und Malayen neutral zu bleiben. Soll ich ihnen Befehl geben, sich zum Abmarsch bereit zu halten?«

»Mylord, die Lascaris allein würden mir nicht viel

nützen; ich brauche vor Allem Einheimische, die den Urwald kennen. Ueberdies fragt es sich, ob mir die Lascaris gehorchen würden.«

»Sie werden Ihnen besser gehorchen, als die wilden, unbändigen Malayen. — Aber Sie vergessen, Mr. Palmer, daß ich mich Ihnen anschließen werde, und unter meinem Befehl werden die Leute gewiß ihre Pflicht thun.«

»Sir Georges,« entgegnete Richard verlegen, »sind Sie wirklich noch entschlossen, mich zu begleiten? Ich fürchte daß die Vorfälle dieses Abends . . .«

»Wie, Mylord,« unterbrach der Gouverneur erstaunt und betroffen, »Sie wollen jetzt die Colonie verlassen und die gefährliche Wanderung in das Innere des Landes wagen?«

Während dieser Unterredung zwischen Palmer und dem Admiral war Stewart in bescheidener Entfernung geblieben. Er hatte indeß den räthselhaften Palmer, der bisher immer düster und schweigsam gewesen war und jetzt so lebhaft und entschlossen sprach und handelte, mit großer Neugierde beobachtet. Gleichwohl schien dem Gouverneur nicht blos die Veränderung in der Person des Colonisten aufzufallen. Eine Unterredung, die er im Laufe des Tages mit den Offizieren der Fregatte gehabt, hatte ihn mit gewissen Verhältnissen Palmer's bekannt gemacht, und ihn bewogen, zurückhaltend gegen ihn zu sein. Als er aber hörte, daß sich der Admiral entfernen wollte, mochte er nicht mehr schweigen und mengte sich in das Gespräch.

Der Admiral schien diese Unterbrechung nicht übelzunehmen.

»Mr. Stewart,« erwiederte er, »Sie dürfen sich nicht

wundern, daß ich mich einiger Gefahr aussetze, um bei der Befreiung des unglücklichen Knaben mitzuwirken.«

Und als ihn Palmer erstaunt ansah, fügte er lächelnd hinzu:

»Richard, wir können ganz offen in Gegenwart des Herrn Gouverneurs sprechen.«

»Wie! Mr. Stewart,« sagte der Colonist erstaunt und verlegen, »Sie wissen . . .?«

»Daß Mr. Palmer's wirklicher Name Richard de Beaulieu, und daß er der Schwiegersohn des Admirals Stevenson ist,« erwiederte der Gouverneur mit einer kalten Verbeugung. »Es ist ein Geheimniß, das ich ohne meinen Willen erfahren habe, das aber bei mir ganz sicher ist, darauf kann sich Mr. Palmer verlassen.«

Richard, der mit seinem Plan beschäftigt war, beachtete nicht, daß der junge Offizier, der in seinem Hause immer eine so freundliche Aufnahme gefunden, herzlicher und theilnehmender gegen ihn hätte sein können; kein freundlicher Blick, kein Händedruck Stewart's gab dem Colonisten die mindeste Theilnahme an seinem frühern Unglück zu erkennen. Aber Richard bemerkte es nicht, und in seinem Eifer erklärte er dem Gouverneur den für den folgenden Tag entworfenen Plan.

Stewart schien sehr betroffen, als er vernahm, daß Anna Surrey ihren Oheim ebenfalls in den Urwald begleiten sollte.

»Miß Anna!« sagte er; »ist es möglich, Sir, daß Sie dem zarten Mädchen erlauben, an dieser Reise theilzunehmen?«

»Sie will es durchaus,« erwiederte Richard. »Wir

hoffen auch, daß sie uns in der Bezähmung des unglücklichen Knaben, der ihr vormals so gern gehorchte, von großem Nutzen sein wird.«

»Das ist richtig,« sagte Stewart mit Bitterkeit; »ihre ganze Zuneigung hat sie ihrem Cousin zugewendet, sie denkt nur an ihn. — Doch was liegt jetzt daran!«

Er schwieg und schien in einer peinlichen Aufregung zu sein; aber nach einer kurzen Pause fügte er, sich zu dem Admiral wendend, mit einiger Selbstüberwindung hinzu:

»Mylord, ich kann Ihren Wunsch, an der Befreiung des jungen Palmer theilzunehmen, nicht mißbilligen, weil ich weiß, welchen geheiligten Gefühlen Sie gehorchen. Aber glauben Sie, daß Andere, denen Ihr verwandtschaftliches Verhältniß unbekannt ist, eben so urtheilen werden? In den nächsten Tagen wird die strengste Aufsicht nothwendig sein, um neue Händel zwischen den Matrosen der Fregatte und den Einheimischen zu verhüten; Sie allein haben die Macht und das Ansehen, die Ruhe zu erhalten. Und bedenken Sie, Mylord, die schwere Verantwortung, wenn in Ihrer Abwesenheit wieder eine Meuterei in der Colonie ausbrechen sollte.«

»Sehr wohl, Sir, ich kenne meine Pflicht,« erwiederte der Admiral kalt, »ich will keinerlei Verantwortung ablehnen.«

»Ich bitte Sie, Mylord, nehmen Sie meine wohlgemeinten Worte nicht übel. Wenn ich Sie dringend bitte, Neu-Drontheim gerade in diesen Tagen nicht zu verlassen, so geschieht dies keineswegs in der Absicht, dem edlen, hochherzigen Unternehmen Mr. Palmer's Hindernisse in den Weg zu legen; ich will an Ihrer Statt einen Ersatzmann

stellen, der Alles aufbieten wird, was in seinen Kräften steht, um den Erfolg des Unternehmens zu sichern.«

»Wen denn, Mr. Stewart?«

»Mich selbst, Mylord. Meine Anwesenheit ist nicht so nothwendig wie die Ihrige, denn meine Amtsgewalt hat aufgehört, seitdem Ihre Admiralsflagge im Hafen flattert. Ueberdies bin ich an das Klima von Sumatra gewöhnt, und eine Wanderung durch den Urwald hat für mich weniger Gefahren als für Sie. Endlich, Sir Georges, ist eine wichtige, so zu sagen politische Rücksicht nicht außer Acht zu lassen. Mr. Palmer braucht viele Leute zur Ausführung seines Planes; er gedenkt nicht nur die Lascaris von der Fregatte, sondern auch die meisten Malayen der Colonie mitzunehmen. Es ist nicht zu verkennen, daß die Abwesenheit der ungehorsamen Malayen während Ihres Aufenthaltes zu Neu-Drontheim von großem Vortheil sein würde; es würden dadurch neue Gelegenheiten zu Reibungen vermieden, und die jetzt so gewaltig aufgestachelten Leidenschaften Zeit haben, sich zu beruhigen. Die Lascaris, welche schon an Mannszucht gewöhnt sind, würden mir willig gehorchen, und die Malayen scheinen, trotz meines heutigen Einschreitens, keine feindseligen Gesinnungen gegen mich zu hegen. Ich könnte daher über Beide den Befehl führen und Beide nach Mr. Palmer's Weisungen verwenden.«

Sir Georges war zu erfahren, um die Wahrheit dieser Bemerkungen zu verkennen. Nach kurzem Besinnen sagte er zu seinem Schwiegersohn:

»Ich glaube, Richard, daß Mr. Stewart Recht hat. Ich darf mich nicht entfernen, während die übrigen Schiffe meines Geschwaders hier einlaufen sollen. Ueberdies er-

warte ich Nachrichten, welche für Sie und für mich von der größten Wichtigkeit sind. Es ist ein guter Gedanke, die Malayen eben jetzt fortzuschicken; denn es kann der Bevölkerung dieser Colonie, so wie meiner Schiffsmannschaft viel Unglück ersparen. Wir müssen daher, wie schwer es mir auch wird, unsern ursprünglichen Plan ändern und den Antrag dieses braven jungen Offiziers annehmen.«

»Sie kommen meinen Wünschen entgegen, Sir Georges. Ich hatte nur aus Achtung vor Ihrem Willen nachgegeben; Mr. Stewart ist ein kräftiger, thätiger Mann, er ist der Vorgesetzte der Leute, die uns begleiten sollen, und kann daher unbedingten Gehorsam von ihnen erwarten; sein Beistand wird mir gewiß von großem Nutzen sein, und ich werde nie vergessen, welchen Dank ich ihm schuldig bin.«

Er wollte die Hand des Gouverneurs fassen, allein dieser wandte sich ab und erwiederte mit einiger Verlegenheit:

»Danken Sie mir nicht, Mr. .. Mr. Palmer. Wenn ich das Glück habe, Ihrer Familie nützlich zu sein, so finde ich hinreichenden Lohn in meiner innigen Theilnahme und aufrichtigen Werthschätzung.«

Der Gouverneur verschwieg den wirklichen Beweggrund seines Entschlusses; er wollte Anna Surrey auf der gefahrvollen Wanderung beschützen.

Sobald diese Verabredungen getroffen waren, schritt man zur Ausführung des Planes. Sir Georges ließ mehrere zur Fregattenmannschaft gehörende Lascaris kommen und sagte ihnen, was er von ihnen erwarte; sie waren weit entfernt, den Antrag des Admirals abzulehnen. Sie

freuten sich vielmehr, nach einer langen Seefahrt von dem mühevollen Dienste am Bord befreit zu sein und einige Tage frei in den Wäldern umherstreifen zu können. Sie sagten daher im Namen ihrer Cameraden zu und überbrachten denselben den Befehl, sich vor Tagesanbruch auf Palmer's Hofe einzufinden.

Die Unterhandlung mit den Malayen war schwieriger. Einige waren verwundet; andere, unter denen sich Boa befand, waren in Folge der Rauferei in's Gefängniß geschickt worden; noch andere hatten aus Furcht vor Strafe die Flucht genommen. Der Gouverneur versprach Alles zu ordnen. Er gab dem Admiral zu bedenken, daß die Theilnehmer an dem Tumult, trotz der traurigen Folgen desselben, nicht allzustreng bestraft werden könnten; es sei im Grunde nur eine Matrosenrauferei, wie sie am Lande oft vorkommen und mit denen es die Seebehörden nie so genau nehmen. Man müsse daher die Gelegenheit benützen, sich nachsichtig zu zeigen, und den Malayen erklären, daß Jene von ihnen, welche mit Palmer in den Wald ziehen würden, wegen der heutigen Streitigkeiten nicht behelligt werden sollten: unter dieser Bedingung werde sich gewiß Keiner weigern, die Expedition mitzumachen.«

Der Admiral gab seine Zustimmung. Der Gouverneur wollte sich nun selbst in das Gefängniß begeben, um den Malayen den verabredeten Antrag zu machen und um sie, im Fall der Annahme, nach ihren flüchtigen Cameraden auszusenden.

Richard war mit diesen Anordnungen sehr zufrieden; trotz dem schien er unruhig und schaute auf die sich im

Balley umtreibende Menge. Sir Georges fragte ihn, was er suche.

»Einen Malayen, der mir unentbehrlich ist,« antwortete Palmer. »Elephantentödter, diesen Namen führt er, hat die Fehler seiner Stammesgenossen, aber er ist muthig, erfahren, unermüdlich, und ich will ihm einige sehr wichtige Aufträge geben. Ist er etwa mit den Anderen in's Gefängniß geschickt worden?«

»Nein, Mr. Palmer,« antwortete der Gouverneur, ohne ihn anzusehen. »Elephantentödter ist allerdings im Kampfe gegen die Matrosen gesehen worden; aber da er in Ihren Diensten ist, so habe ich befohlen, ihn loszulassen. — Sehen Sie,« fügte er hinzu und zeigte auf den Theil des Balley, wo schon wieder getanzt wurde; »wenn ich nicht irre, steht er dort.«

Elephantentödter stand wirklich hinter einem Pfeiler. Es war ihm in diesem Augenblicke wohl nicht lieb, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; er schien mit besonderen Angelegenheiten beschäftigt. Richard schickte Darius zu ihm. Der Malaye leistete dem Befehl sogleich Folge; aber er ging langsam und sah sich oft nach den Tänzerinnen um, als ob ihm dort etwas aufgefallen wäre.

Er schien keineswegs eingeschüchtert durch die Anwesenheit der vornehmen Herren, die sich bei Palmer befanden. Er hielt es nicht für nothwendig, ihnen seine Ehrerbietung zu bezeigen und fragte trotzig:

»Herr, wo ist der Radschah?«

»Ich glaube, er ist todt,« antwortete Palmer.

Elephantentödter warf einen grimmigen Blick auf die

Gadisen und erkundigte sich noch nach einigen Malayen, welche an der Rauferei theilgenommen hatten.

»Sie sind verwundet oder im Gefängniß,« erwiederte Richard. »Aber laß mich doch zu Worte kommen, Elephantentödter!«

Der Malaye beachtete diese Aufforderung nicht. Endlich schenkte er den Worten seines Herrn einige Aufmerksamkeit und versprach sich dessen Befehlen zu fügen. Die Nachricht, daß seine Landsleute sogleich in Freiheit gesetzt werden sollten, schien insbesondere einen guten Eindruck auf ihn zu machen.

»Du hast mich also verstanden?« fügte Palmer hinzu. »Ich will mit dem Herrn Gouverneur morgen vor Sonnenaufgang aufbrechen. Du hast keinen Augenblick zu verlieren, um Dich mit deinen Cameraden zu verständigen und Dich zu rüsten. Ich sehe an Deinem verstörten Gesicht, daß Du diesen Abend im Würfelspiel und Hahnenkampf kein Glück gehabt hast; diene mir treu, sei mir beim Auffinden meines Sohnes behilflich, und ich werde Dir zehnmal mehr geben, als Du verloren hast.«

Der Malaye ward plötzlich ganz umgestimmt.

»Ich werde gehorchen,« erwiederte er; »Alles soll vor Sonnenaufgang bereit sein. Aber vorher habe ich hier noch etwas zu thun.«

Er entfernte sich schnell und drängte sich durch die Menge.

»Was hat der Kerl vor?« fragte der Admiral; »seine Blicke verkünden nichts Gutes. Er scheint auf eine Unthat zu sinnen.«

»Beruhigen Sie sich, Mylord,« erwiederte Stewart,

»er wacht als zärtlicher Vater über die Tugend seiner Tochter, obgleich er sich damit sehr verspätet hat. Seine Tochter ist jene gelbbraune freche Cokette, welche Sie dort unter den Tänzerinnen sehen. Man sagt, sie sei die erste Ursache der blutigen Rauferei gewesen, und gleichwohl fängt sie ihre schändlichen Intriguen schon wieder an. — Sehen Sie nur, sie hat die beiden harmlosen Lascaris gegen einander gehetzt. Sie sind schon im Begriff handgemein zu werden.«

Leichtfuß, die dem jungen Lascar den Kopf verdreht hatte, warf einem andern Hindu feurige Blicke zu und suchte die Beiden eifersüchtig zu machen. Es gelang ihr so gut, daß die Nebenbuhler einander mit Worten und Geberden bedrohten und schon im Begriff waren einander anzugreifen. Sie hatten nicht Zeit dazu.

Elephantentödter stürzte in den Kreis, wo sich die Gadise befand. Er schob die beiden Hindu mit kräftiger Hand beiseite und trat auf seine Tochter zu. Leichtfuß erblaßte trotz ihrer Frechheit. Elephantentödter faßte sie an der Schulter, um sie festzuhalten, und mit der andern Hand ergriff er das Heft seines langen Dolches.

Die Anwesenden glaubten, er werde sie niederstoßen; die Musik verstummte plötzlich und einige Gadisen, welche noch nicht, wie die älteren Malayinnen, an derartige Auftritte gewöhnt waren, schrien laut auf. Aber Leichtfuß sah ihren Vater trotzig an.

Elephantentödter sagte mit furchtbarer Ruhe:

»Leichtfuß ist die würdige Tochter ihrer Mutter, der Rongine. Diesen Abend hat sie den tapfern Radschah getödtet; ein Daja und ein Bugis sind verwundet; Boa ist im Gefängniß. Das ist genug. Da, nimm deinen Lohn!«

Er zog seinen Kriß; aber statt ihn in die Brust der Gadise zu stoßen, fuhr er nur mit der Spitze über ihr Gesicht. Sogleich erschienen rothe, unregelmäßige Linien, die von einer Wange zur andern gingen, und das Blut strömte.

Ein Tumult verschiedener Art erhob sich in der Versammlung.

»Ich sagte es ja, der Unhold hat seine Tochter gemordet!« rief der Admiral.

Der Gouverneur aber lächelte.

»Sie kennen die Landessitte nicht, Mylord,« erwiederte er. »Wenn der Malaye auch gethan hätte, was Sie sagen, so wäre er in seinem Recht, und man könnte ihn nicht zur Verantwortung ziehen. Aber beruhigen Sie sich, Elephantentödter hat die Gadise nur entstellt, und wenn Sie wüßten, was für ein abscheuliches Geschöpf sie ist, so würden Sie gestehen, daß es eine gerechte Strafe ist.«

Sir Georges wandte sich schaudernd ab und entfernte sich mit Palmer. Die Gadise aber wischte das von ihrem Gesicht herabströmende Blut ab und sagte jammernd zu ihrem Vater:

»Ach! warum hast Du mich nicht getödtet?«

Lautes Hohngelächter der Anwesenden, zumal der Gadisen, war gleichsam die Grabrede des ruchlosen Geschöpfes.

IV.

Der Auszug.

Am andern Morgen, kurz vor Sonnenaufgang, versammelten sich alle Leute, die an dem beabsichtigten Zuge theilnehmen sollten, in Palmer's Hofe. Der Nebel hatte sich über das Thal ausgebreitet, und die in den Erdboden gestoßenen Kienfackeln verbreiteten einen röthlichen Schein. Die Hindu und Malayen waren schon da; jene trugen ihre langen weißen Gewänder, diese hatten sich in ihre weiten Sarongs gehüllt, um sich gegen die Morgenkühle zu schützen; aber alle trugen unter diesen weiten Kleidern einen sehr einfachen Anzug, der ihnen in den dichten Gebüschen nicht hinderlich sein konnte. Sie hatten sich mit langen Messern und Beilen versehen, um sich einen Weg durch das Gestrüpp zu bahnen; außerdem hatten sie Gewehre von weitem Kaliber, sogar einige Luntenflinten, welche noch jetzt unter den dortigen wilden Völkern im Gebrauch sind. Die Malayen hätten auch gern Bogen und vergiftete Pfeile mitgenommen, aber Palmer hatte es streng verboten; er fürchtete, sein Sohn könne in einem immerhin möglichen Kampfe eine tödtliche Wunde bekommen.

Die beiden Völkerstämme hatten sich in abgesonderten Gruppen aufgestellt; die Verschiedenheit der Sprache mochte

eine Annäherung verhindern, oder sie wurden durch gegenseitiges Mißtrauen von einander entfernt. Im Ganzen waren es etwa vierzig Jäger, und diese Anzahl schien mehr als genügend, um den Erfolg des Unternehmens zu sichern.

Die Neger gingen geschäftig ab und zu; unter ihnen Darius, der sammt seiner Frau Maria die Herrschaft in den Urwald begleiten sollte. Er belud eben ein Packpferd mit einem kleinen Zelt für Miß Surrey und mit einigen unentbehrlichen Lebensmitteln. Darius war keineswegs ruhig. Unter den Schwarzen geht die Sage, daß die großen Affen, Gorillas wie Orang-Utangs, gern die sich in den Urwald wagenden Negerinnen entführen, und Darius sah sehr ungern, daß Maria, seine rechtmäßige Ehehälfte, die Jäger begleiten sollte. Er hatte sich daher mit Kriß, Beil, Flinte und zwei Pistolen gar furchtbar bewaffnet, und während er an den Vorbereitungen arbeitete, murmelte er für sich:

»Ich lasse Maria nicht aus den Augen. Er mag nur kommen, der Mensch, der nicht sprechen will, um meine Frau zu stehlen! Ich werde ihn schön empfangen!«

Und er schaute mit Befriedigung auf das vollständige Arsenal, das er im Gürtel trug.

Richard war auch da; er ordnete an und ertheilte Befehle in verschiedenen Sprachen. Er schien kräftig und munter, obgleich er in der vergangenen Nacht kaum zwei Stunden geruht hatte. In seinem abgeblaßten und von Dornen zerrissenen ledernen Anzuge ging er von Einem zum Andern und beschäftigte sich mit den geringsten Einzelheiten. So war im Hofe Alles in Bewegung, und die hinter den Fen-

stern des Wohnhauses hin und her getragenen Lichter zeigten, daß man auch im Hause thätig war.

Bald sah man auch in der Allee neue Fackeln durch den Nebel leuchten. Der Admiral kam mit dem Gouverneur und einigen anderen Personen. Stewart hatte seine recht zweckmäßigen Jagdkleider angelegt: lange Kamaschen, lederne Beinkleider, Jacke mit schmaler Goldborte und sehr niedrigen Hut. Ein selbst gut bewaffneter Neger trug seine Büchse und sein sehr leichtes Gepäck.

Richard ging seinen Gästen entgegen und begrüßte den Admiral mit einem warmen Händedruck; aber als er dem Gouverneur ebenfalls die Hand drücken wollte, schien dieser es wiederum nicht zu bemerken und begrüßte ihn nur mit einer steifen Verbeugung.

»Mr. Palmer,« sagte der Admiral, »ich bringe Ihnen noch einen Gefährten, der Ihnen vielleicht nützlich sein wird.«

Er zeigte auf den Doctor Van Stetten, der in bescheidener Entfernung stehen geblieben war.

»Sie, Doctor?« erwiederte Palmer. »Ich glaubte, daß Ihnen die gestrige Rauferei viel zu thun mache und daß es Ihnen nicht möglich sei . . .«

»Die Schiffsärzte haben die Behandlung der Verwundeten übernommen,« entgegnete Van Stetten; »und da es mein sehnlicher Wunsch ist Sie zu begleiten, so bat ich den Herrn Admiral und den Herrn Gouverneur um Erlaubniß.«

»Erlaubniß! was, Doctor, fürchten Sie denn, wir würden Sie nicht mit Freude und Dank aufnehmen?«

»Mr. Palmer vergißt,« sagte Stewart lächelnd, »daß sich der Doctor als Kriegsgefangenen betrachtet und daß er

sich ohne Urlaub vom Admiral oder von mir nicht aus der Colonie entfernen zu dürfen glaubt. Aber ich glaube, daß Sir Georges so wenig wie ich die Absicht hat, den armen Gefangenen das Gewicht seiner Fesseln fühlen zu lassen. Wie könnten wir unsern gelehrten Naturforscher auch hindern, die furchtbaren Orang-Utangs zu beobachten, und insbesondere ihren Gesichtswinkel zu messen!«

»Und auch,« fügte Van Stetten hinzu, »meinem alten Freunde Palmer oder irgend einer Person seiner Familie oder sonst Jemanden nöthigenfalls einen Dienst zu erweisen.«

»Nehmen Sie in voraus meinen Dank, lieber Doctor,« erwiederte der Colonist; »Sie sind uns herzlich willkommen. Haben Sie Ihre Vorbereitungen getroffen?«

»O ja,« antwortete Van Stetten; »mein Besteck und die nothwendigsten Arzneien habe ich in der Tasche, und meinen Sonnenschirm habe ich nicht vergessen.«

Er zeigte das große Sonnendach, das er gewöhnlich trug. Palmer schien dieses Gepäck nicht genügend zu finden, und er wollte es dem Doctor bemerklich machen, als ein vor dem Hause entstehendes Geräusch seine Aufmerksamkeit ablenkte. Es war Anna, die am Arme ihrer Mutter und von der Negerin Maria gefolgt die Stufen herabkam. Van Stetten schien ganz bestürzt, als er Mistreß Surrey sah.

»Sagen Sie nicht, daß ich da bin,« empfahl er den Jägern; »die liebe Dame würde mich nicht fort lassen!«

Er versteckte sich eilends hinter eine Gruppe und kam erst im Momente des Aufbruchs wieder zum Vorschein.

Anna trug einen halb männlichen Anzug, der ihr freie

Bewegung gestattete und ihren schönen Wuchs hervorhob. Der dunkelgrüne, knappe, kurze Rock war von sehr starkem Stoff. Die Beinkleider steckten in starken, aber leichten Halbstiefeln. Ein Basthut mit einer kleinen weißen Feder ergänzte diesen Anzug, der ihr sehr schön stand. Ihre Mutter gab ihr noch einige Ermahnungen auf den Weg, und stand jeden Augenblick still, sie zu küssen. Hinter ihr ging Maria mit dem Sonnenschirm ihrer jungen Herrin. Die Negerin trug einen kurzen Rock und starke Schuhe, ihr Kopf war mit einem bunten Tuch umwunden. Ihr breites Gesicht war so freudestrahlend, daß Darius, der seine Frau von weitem betrachtete, Anstoß daran nahm.

»Warum ist Maria so vergnügt?« murrte er, »und warum hat sie sich so geputzt? Das möchte ich doch wissen.«

Während Richard und Anna von Mistreß Surrey Abschied nahmen, sagte Sir Georges, zu dem Gouverneur:

»Sie wissen, Mr. Stewart, wie unmittelbar ich an dem Resultat dieses gefahrvollen Unternehmens betheiligt bin. Ich bin Ihnen daher sehr dankbar, daß Sie sich dem Zuge anschließen.«

Er drückte dem jungen Gouverneur herzlich die Hand und fügte hinzu:

»Meine Lascaris und diese Malayen scheinen auf einem gespannten Fuß mit einander zu stehen. Es könnte leicht ein Streit ausbrechen; haben Sie daher ein wachsames Auge, Mr. Stewart, und bei der mindesten Widersetzlichkeit schreiten Sie streng ein.«

Palmer gab das Zeichen zum Aufbruch. Als sich der Zug in Bewegung setzte, trat der Admiral auf Anna zu, die sich den Armen ihrer Mutter mit Mühe entrissen hatte.

»Gott sei mit Ihnen, liebes Kind!« sagte er bewegt. »Während Ihrer Abwesenheit werde ich Ihre arme Mutter recht oft besuchen, und ihr Muth machen. Vergessen Sie nicht, daß Sie den Lohn für Ihre Kühnheit und Aufopferung finden werden. Eduard wird einst den Dank abstatten, den wir Alle Ihnen schuldig sind.«

Anna antwortete nicht; sie war vielleicht zu gerührt, um sprechen zu können, oder sie fürchtete einen geheimen Gedanken zu verrathen. Sie nahm schweigend Abschied und entfernte sich mit der Negerin.

Die Jäger zogen bei Fackelschein bereits durch die Allee. Der Admiral ging noch auf Palmer zu, der etwas zurückgeblieben war, um seiner Schwester Lebewohl zu sagen.

»Richard,« sagte er, »ich habe Sie lange verkannt und verfolgt. Verzeihen Sie mir und nehmen Sie die Versicherung, daß ich mich des glücklichen Erfolges Ihrer Bemühungen ebenso innig freuen werde, wie Sie selbst. Bringen Sie unser Kind zurück, Richard, und wie Ihre liebenswürdige Nichte gestern sagte, werden wir Alle gewiß noch glücklich sein!«

»Ich hoffe, Mylord,« sagte der Colonist, »daß die Verewigte uns schützen wird!«

Er umarmte den Admiral und ging rasch fort, um den Zug einzuholen.

Eine keine Weile noch hörte man in der Allee dumpfe Fußtritte und sah man noch die Fackeln wie Irrlichter durch den Nebel schimmern; dann verschwand Alles und düstere Stille herrschte auf dem Hofe, der so eben noch voll Leben und Bewegung gewesen war.

Der Admiral begab sich mit der armen Mistreß Surrey, die sich nicht zu fassen vermochte, in's Haus. Ihre lauten Klagetöne fanden ein Echo in Elephantentödters Hütte; die Gadise beweinte ihre verlorne Schönheit und verschmähte, wie Rahel, jeden Trost.

Bei Tagesanbruch erreichten die Jäger den Saum des Waldes. Sobald man die hohen Bäume in undeutlichen Umrissen bemerkte, ließ Palmer Halt machen. Bis dahin war keine Gefahr zu fürchten gewesen; aber sobald man die bewohnten Orte verließ, war große Vorsicht nöthig, wenn man Verwirrung und Unfälle vermeiden wollte.

Der Colonist wiederholte daher noch einmal die bereits kundgemachte Marschordnung, welche für Alle bindend sein sollte. Er selbst als Anführer des Zuges wollte mit einigen Leuten vorangehen, um mit Beilen und Jagdmessern einen Weg zu bahnen. Dieser Vorhut sollten sich einige Jäger anschließen, um nöthigenfalls einen Angriff wilder Thiere abzuwehren. Dann sollten Anna und die Negerin, Stewart und Van Stetten mit dem Packpferde kommen. Die übrigen Jäger sollten den Zug beschließen. Die Bewaffneten sollten unter keinem Vorwande aus Reihe und Glied treten. Ein Schuß, mit rasch folgendem Schrei, sollte das Alarmzeichen sein, auf welches Alle dem in Gefahr befindlichen Gefährten zu Hilfe eilen sollten. Ein von Palmer gegebenes Hornsignal sollte im Fall der Noth die ganze Truppe zusammenrufen.

Richard gab diese Weisungen in verschiedenen Sprachen, um sie Allen verständlich zu machen; Stewart wiederholte sie den Lascaris. Als man versichert war, daß später Niemand seine Un.kenntniß der Marschordnung vorschützen

könne, setzte sich der Zug in Bewegung und drang in den Urwald ein.

Anfangs schien es, als ob so viele Vorsichtsmaßregeln nicht nothwendig wären; der an die Colonie grenzende Theil des Waldes war den Einheimischen nicht unbekannt, und man bemerkte hie und da noch einige Spuren von Fußpfaden. Aber als man weiter kam, wurde der Wald dichter, und oft konnte die Vorhut nur mit Mühe einen Weg bahnen durch die Schlingpflanzen, die hohen Farnkräuter und stachlichten Cactus- und Aloepflanzen.

Richard wußte indeß als kundiger Führer immer die Stellen zu wählen, wo der Erdboden am ebensten, das Gestrüpp am wenigsten dicht war, und meistens führte er den Zug durch Hochwald, wo der mit Moos bedeckte Erdboden kein Hinderniß darbot.

In einen solchen Hochwald kam man etwa nach einer Stunde. Es war bereits heller Tag, obgleich die Sonnenstrahlen weder den Nebel noch das dichte Laubdach zu durchdringen vermochten. Eine erquickende Kühle herrschte unter diesen Riesenbäumen, überall glänzten Thautropfen. Die weißen Anzüge der Lascaris, die eigenthümliche Tracht der Malayen, die schimmernden Waffen, die sich rasch bewegenden Gruppen bildeten einen malerischen Anblick mitten in dem majestätischen Urwalde. Man hörte kein anderes Geräusch, als das Schreien und Schnattern einiger Vögel, man sah keine anderen Waldbewohner, als die großen Eidechsen, die an den mit schönen wuchernden Orchideen bedeckten Bäumen hinaufkletterten, die kleinen bärtigen Affen, von Zeit zu Zeit auch wohl einige Damhirsche, die vor den Füßen der Jäger aufsprangen und davonliefen.

Miß Anna Surrey schien noch nicht ermüdet zu sein. Sie konnte den Anblick der großartigen Waldnatur mit Muße genießen, sich in der angenehmen Kühle erquicken, und sie vergaß ganz, welche Gefahren sich in dieser prächtigen Einöde plötzlich zeigen konnten. Man hatte wirklich die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln genommen, um sie vor jedem Unfall zu schützen. Marie, die mit einem Kriß bewaffnet war, ging ihr nicht von der Seite, und Darius hatte auf beide ein wachsames Auge; Van Stetten und Stewart bildeten eine Ehrenwache. Auf den Doctor durfte man freilich nicht rechnen; er machte sich viel mit Pflanzen, Käfern und Schmetterlingen zu thun und war oft so unbesonnen, sich von seinen Gefährten zu entfernen. Aber James Stewart blieb immer in Anna's Nähe, wenn er auch manchmal neben dem Zuge hin- und herging, um Ordnung zu halten. Er beobachtete jeden Grasbüschel, jeden Strauch, der im Wege stand. Gleichwohl schien er ein Gespräch mit Anna absichtlich zu meiden; er hatte noch kein Wort mit ihr gesprochen, und beim Auszuge hatte er sie höflich, aber schweigend begrüßt.

Dieses Benehmen mußte ihr endlich auffallen, und wahrscheinlich sann sie darüber nach, denn sie war nachdenklich und zerstreut. Endlich ließ sie das Geschwätz der Negerin ganz unbeachtet und sah die Naturpracht gleichgiltig an. Diese Zerstreuung war vielleicht die Ursache, daß ihr Fuß an einen Mimosenstamm stieß. Anna wankte und vermochte einen leisen Schrei nicht zu unterdrücken. Marie fing sie schnell in ihren Armen auf; auch der Gouverneur und Van Stetten waren sogleich bei ihr.

»Mein Gott! Miß,« fragte Stewart sehr erschrocken, »Sie sind doch nicht verwundet?«

»Sind Sie etwa von einer Cobra gebissen worden?« fragte Van Stetten.

»Nein, Doctor, Gott sei Dank!« antwortete Miß Surrey lächelnd und leicht erröthend; »es ist nur ein Stachel dieser Mimose durch das Leder meines Stiefels gedrungen. Doch ich fühle keinen Schmerz mehr. — Ich danke meinen Beschützern trotzdem für ihre Theilnahme. Fürwahr, es bedurfte dieses kleinen Schreckens,« fügte sie schalkhaft hinzu, »um Mr. Stewart zu bewegen, mir einen minder schweigsamen und zurückhaltenden Schutz angedeihen zu lassen.«

Der Gouverneur entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit, die Leute in Ordnung zu halten, und mit der Besorgniß, Miß Surrey zu belästigen. Sie sah ihn erstaunt an, während Van Stetten sich mit botanischen Beobachtungen beschäftigte.

»Ja, ja,« sagte er, »es ist wirklich eine Mimosa, aber welche? Die Nicotica, welche das arabische Gummi liefert, oder . . .«

Der Doctor entfernte sich, um diese wichtige Frage zu entscheiden. Stewart bot der noch etwas hinkenden Anna den Arm. So gingen sie eine kleine Meile schweigend fort.

»Mr. Stewart,« sagte endlich Miß Surrey etwas befangen, »es war mir bis jetzt noch nicht möglich, Ihnen zu danken, daß Sie sich unserm Zuge angeschlossen; aber ich versichere Sie, daß ich die edlen Gefühle. denen Sie gefolgt sind, zu schätzen weiß.«

»Danken Sie mir nicht, Miß Surrey,« erwiederte Stewart.

»Der Admiral kann die Colonie nicht verlassen, und so bin ich mitgegangen, um diese halbwilden Menschen, die Ihrem Oheim vielleicht nicht gehorchen würden, in Ordnung zu halten.«

»Ich hätte lieber geglaubt, James,« erwiederte Anna, »daß Sie durch einige Zuneigung zu mir und durch Mitleid mit meinem jungen Verwandten bewogen worden wären, sich den Mühen und Gefahren dieser Wanderung auszusetzen.«

»Ihr Verwandter ist mir unbekannt, Miß Surrey, und ich fühle nur ganz gewöhnliches Mitleid mit ihm. Was Sie betrifft, so konnte ich nach unserer gestrigen Unterredung nicht glauben, daß Ihnen meine Anwesenheit und meine Dienste noch angenehm sein würden.«

»Es ist wahr, daß ich in unseren jetzigen Verhältnissen Ihre Hoffnungen nicht ermuthigen darf. Aber können wir trotzdem nicht gute Freunde sein?«

»Die Freundschaft der Miß Surrey ist schätzbar, aber ich würde mich nur mit um so größerem Schmerz von dieser Colonie trennen, die ich bald und für immer verlassen werde.«

»Wirklich? Ich glaubte, Mr. Stewart, Sie hätten diesen Plan aufgegeben?«

»Meine Abreise ist sogar nothwendiger geworden.«

»Was! auch in dem Fall ...? Ich weiß nicht, Mr. Stewart, was seit gestern vorgegangen ist, aber Sie sind ganz verändert!«

Ihre Stimme bebte und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Der junge Gouverneur selbst schien sehr bewegt;

aber der Anblick Palmer's, der sich nach seiner Nichte umsah, gab ihm schnell die Fassung wieder.

»Sie irren sich, Miß Surrey,« erwiederte er, sich abwendend, »ich bin nicht verändert, und ich will es Ihnen durch meine eifrige Theilnahme an diesem Unternehmen beweisen; ich weiß ja, daß ein glücklicher Erfolg Ihr sehnlichster Wunsch ist. -- Doch da kommt Mr. Palmer, ich will Sie eine kleine Weile unter seiner Obhut lassen. Ich muß nachsehen, wie sich unsere Leute aufführen.«

Er machte seinen Arm los, verneigte sich und ging rasch weiter, um die Vorhut einzuholen.

»Der Undankbare!« seufzte Miß Surrey.

Sie hatte kaum die Kraft, die freundlichen Fragen ihres Oheims zu beantworten.

Inzwischen hatte sich der Nebel zerstreut und die Sonnenstrahlen drangen hier und da wie feurige Pfeile durch das Laubdach des Waldes. Eine kurze Rast war nicht nur für Anna, sondern auch für die Arbeiter nothwendig. Man machte daher Halt, um die größte Hitze vorübergehen zu lassen.

Die Wanderung war bis jetzt noch sehr glücklich gewesen. Man bemerkte keine wilden Thiere, die Hindernisse schienen leicht zu beseitigen, und die Hitze war im Schatten erträglich. Die Wanderer waren daher noch so muthig und eifrig wie beim Ausmarsch. Die Lascaris und die Malayen bildeten freilich noch zwei abgesonderte Gruppen; aber bisher waren sie ihren Anführern gehorsam gewesen, und es war zu hoffen, daß der Friede, ungeachtet gewisser nationaler Antipathien, nicht gestört werden würde.

V.

Die Sümpfe.

Nach zweistündiger Rast brach man wieder auf. Palmer hatte beschlossen, daß noch bis an den großen Morast, der den Wald in zwei Theile schied, marschirt und daselbst in der Nähe des unlängst entdeckten Felsenweges übernachtet werden sollte. Er hatte berechnet, daß man den andern Morgen frühzeitig in die jenseits der Sümpfe sich ausbreitende Waldpartie kommen, nach Eduards Befreiung wieder zurückkehren und an derselben Stelle übernachten könne. So konnte die Reise, wenn nicht unerwartete Hindernisse eintraten, verabredeter Maßen in drei Tagen beendet werden.

Die zweite Tageshälfte bot indeß mehr Schwierigkeiten als die erste. Man kam wieder in Dickichte, wo immer neue Hindernisse zu überwinden waren. Der Erdboden war bald trocken und felsig, bald schwammig und feucht, an den meisten Stellen aber von der üppigen tropischen Vegetation überwuchert. Der unermüdliche Palmer ließ sich durch keine Schwierigkeit abschrecken; er schritt rüstig an der Spitze des Zuges und führte seine Gefährten ohne Zögern durch die düstern Einöden. Mit Hilfe einiger Merkzeichen, die er an gewissen Baumstämmen gemacht hatte, erkannte er sogleich, in welcher Richtung er fortgehen mußte.

Es war gleichwohl schon spät, als die Truppe den zum Uebernachten bestimmten Platz erreichte.

Die Landschaft hatte hier einen großartigen Charakter, den man in keiner Gegend der gemäßigten Zone wiederfindet. Die Sümpfe erstreckten sich, von dem Hochwalde eingerahmt, in unabsehbare Ferne. Das jenseitige Ufer zeigte sich nur in undeutlichen, verschwommenen Umrissen. Hier und da bemerkte man große Teiche, und zwischen denselben weite, mit Rohr und Schilf bewachsene Flächen. Schlammige kleine Inseln ragten, von Bambusrohr, Weidengebüsch und Feigenbäumen beschattet, aus dem Wasser hervor. Ein glühender Himmel wölbte sich über dieser wilden Natur, und in der Luft schwebten röthliche, die Keime der Pest und des Todes enthaltende Dämpfe. Die Sonne, einer glühenden Kugel ähnlich, warf nur noch schräge Strahlen über die Einöde.

Schneeweiße Reiher, feuerrothe Ibisse und andere Sumpfvögel flogen kreischend über die Lagunen. In der Ferne sah man Eber und Tapire, welche, durch den ungewohnten Anblick der Menschen verscheucht, in den Wald flüchteten. Affen verschiedener Art spielten in den Palmbäumen; geflügelte Eidechsen sprangen von Ast zu Ast; sogar im Schilf schien es zu leben, vielleicht hauste darin die gewaltige Boa. Bei Sonnenuntergang hörte man das Krächzen der in den Tropenländern einheimischen Riesenkröte. An der Bewegung des schlammigen Wassers und an gewissen schwarzen Punkten, die zuweilen zwischen den Blättern der Wasserlilien zum Vorschein kamen, errieth man, daß die Krokodile anfingen hervorzukommen, um unter dem Schutz der Dunkelheit auf Beute auszugehen.

Dieser zugleich seltsame und großartige Anblick bot sich den Jägern dar, als am Ufer der Sümpfe Halt gemacht wurde. Aber Anna war in der Truppe die Einzige, welche Muße und Lust hatte, diese Naturscene zu bewundern. Sie setzte sich unter einen schönen Kampferbaum, dessen balsamischer Duft die schädlichen Ausdünstungen der Lagunen bekämpfen konnte, und überließ sich eine Weile der Betrachtung dieses merkwürdigen Schauspiels.

Die Jäger arbeiteten bereits an der Errichtung des Nachtlagers. Unter den Riesenbäumen zerstreut, sahen sie aus wie Zwerge, denn in der üppigen Natur hatte sich Alles zu colossalen Verhältnissen entfaltet. Sie hatten die überflüssigen Kleider abgeworfen, um leichter arbeiten zu können, und sie trugen nur noch Beinkleider; der schwarze, gelbe oder kupferfarbene, von Schweiß triefende Oberkörper war nackt. Einige errichteten das für Miß Surrey bestimmte Zelt; Andere fällten junge Bäume, theils um Brennstoff für die Nachtfeuer zu haben, theils um eine Hütte für die Anführer zu bauen. Einige Schwarze bereiteten das Abendbrot, und schon stiegen lange Rauchsäulen aus der Feldküche auf. Die dröhnenden Axthiebe, die krachend fallenden Bäume, die lauten Stimmen der Arbeiter und einige vereinzelte Schüsse fanden ein majestätisches Echo im Urwalde.

Mitten in dem allgemeinen Treiben sah sich Anna nach ihrem Oheim und James Stewart um. Sie bemerkte sie bald, wie sie ihre Leute beaufsichtigten und ihnen Befehle ertheilten. Die beiden Männer kamen einander nur selten nahe, Jeder von ihnen schien seinen abgesonderten Wirkungskreis zu haben. Es kam indeß ein Augenblick, wo

ein neuer, unerwarteter Umstand sie zu einer Annäherung zu nöthigen schien. Sie wurden von einer schreienden und tobenden Menschenmenge umgeben. Palmer und der Gouverneur gaben sich alle Mühe, sie zu beruhigen; aber das Schreien hörte nicht auf, es schien ein Streit zwischen den Malayen und Lascaris ausgebrochen zu sein. Sie schienen handgemein werden zu wollen, und der Gouverneur mußte zu den in seinem Gürtel steckenden Pistolen greifen, um sie von Thätlichkeiten abzuhalten. Die Ursache des Tumults war folgende:

Seit dem Ausmarsch bildeten die Malayen und Hindu bekanntlich zwei abgesonderte Haufen, die einander mit Mißtrauen, wenn nicht mit Feindseligkeit betrachteten. Die Malayen, tüchtige Jäger, hatten im Laufe des Tages zwei Damhirsche und einen Frischling geschossen; die minder geübten oder minder glücklichen Lascaris hingegen hatten nur einige Vögel erlegt. Man hatte sehr wenig Lebensmittel mitgenommen; man hatte auf den Ertrag der Jagd und auf die Waldfrüchte gerechnet, um die zahlreiche Truppe zu beköstigen; es mußte daher eine gleiche Vertheilung der Lebensmittel vorgenommen werden.

Die Hindu essen zwar im Allgemeinen kein Fleisch, aber die kriegerische Kaste der Lascaris macht gern eine Ausnahme von dieser Regel, und die ausgehungerten Schiffssoldaten schienen gar nicht gesonnen, ihr Religionsgesetz zu beobachten. Sie wollten ihren Antheil an dem leckeren Wildpret haben, und diese Ansprüche wurden von den Malayen als unberechtigt zurückgewiesen. Letztere weigerten sich entschieden, ihre Jagdbeute mit den übrigen Leuten, insbesondere mit den Hindu, zu theilen. Einige be-

leidigende Worte waren bereits in englischer Sprache und in dem localen Kauderwälsch zwischen den beiden Parteien gewechselt worden; die Köpfe waren erhitzt und die Anführer mußten ihr ganzes Ansehen geltend machen, um den Streit beizulegen und den möglichen traurigen Folgen desselben vorzubeugen.

Aber Anna war zu weit entfernt, um zu verstehen was vorging; sie dachte nur an die scheinbare Gleichgiltigkeit des Gouverneurs gegen sie.

»Was liegt ihm an meiner Bequemlichkeit und Sicherheit!« sagte sie in ihrer gereizten Stimmung; »er denkt nicht mehr an mich: er beschäftigt sich mit den gleichgiltigsten Dingen, für die mein Onkel allein sorgen könnte. — Was mag seit gestern vorgegangen sein? Er war so zärtlich und zuvorkommend! Sollte er übel genommen haben, daß ich immer noch an den armen Eduard denke? Ich würde bittere Reue fühlen ... Nun, ich will nur noch an Eduard denken, den ich vielleicht in einigen Stunden wiedersehen werde. Armer Eduard!«

Durch den Lärm belästigt, stand Anna auf und ging langsam zu einer entlegenen Bucht des sumpfigen See's. Die Negerin und Darius, die mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt waren, bemerkten es nicht. Was konnte man zu fürchten haben an einem Orte, wo mehr als vierzig muthige, wohlbewaffnete Männer waren? Miß Surrey konnte also unbemerkt bis an's Ufer der Lagune gehen, wo der frische, mit Blumen besäete Rasen zur Ruhe einlud.

Um ihren quälenden Durst zu löschen, neigte sich Anna zu dem tiefen Wasser und schöpfte einigemale mit der Hand. Als sie getrunken hatte, nahm sie ihren Basthut ab und

benetzte Stirn und Wangen, die während des ermüdenden Marsches eine dunklere Farbe bekommen hatten. Endlich durch die Erfrischung nach dieser leichten Waschung ermuthigt, dachte sie an ihre schmerzenden Füße, welche ihr vielleicht morgen den Dienst versagen würden. Sie beeilte sich also, nachdem sie sich umgesehen, ob sie nicht beobachtet würde, ihre Stiefel aufzuschnüren, setzte sich auf den Rasen und hielt ihre zarten Füße in das treulose Wasser.

Das Fußbad that ihr ungemein wohl und sie überließ sich unbesorgt ihren Gedanken. So saß sie mit halb aufgelöstem Haar und starrte zerstreut in das lauwarme Wasser, in welchem sie mit den Füßen plätscherte. Die Sonne war untergegangen, und der herrliche Abend versetzte sie in eine träumerische Stimmung.

Aber einige Schritte von ihr regte sich zwischen großblätterigen Wasserpflanzen eine lange, schuppige Gestalt von grünlicher Farbe. Anna schaute zerstreut nach der Seite hin, wo es rauschte. Im Halbdunkel konnte sie den seltsamen Gegenstand nicht unterscheiden; vielleicht wähnte sie, die leichte Wellenbewegung des Wassers komme von ihren Füßen. Doch diese Täuschung dauerte nicht lange. Plötzlich erblaßte Anna und schrie laut auf. Sie wollte aufspringen und davonlaufen; eine unwiderstehliche Gewalt hielt sie zurück; sie vermochte sich kaum zu regen und bald erstarb die Stimme auf ihren Lippen.

Das Erwachen aus ihren Träumereien war zu plötzlich, zu furchtbar gewesen. Der nicht deutlich erkennbare Gegenstand, den sie anfangs mit Gleichgiltigkeit betrachtet hatte, war eines jener großen, langrüsseligen Krokodile, die in Indien auf den großen Inseln Sumatra, Java und Borneo

einheimisch sind. Man hätte dieses Ungethüm, während es halb versteckt zwischen Blättern sich auf der Oberfläche des Wassers fortschob, für einen von unsichtbarer Gewalt in Bewegung gesetzten Baumstamm halten können. Aber das furchtbare Schuppenthier hatte sich anfangs versteckt, um seine Beute desto sicherer zu erhaschen; das laute Geschrei und die hastigen Bewegungen des jungen Mädchens trieben es zur Eile an. Das Ungethüm kam, seinen langen Schweif wie mit Steuerruder bewegend, auf die Oberfläche des Wassers und machte sich brüllend zum Angriff bereit.

Es wäre um die halb bewußtlose Anna geschehen gewesen, wenn nicht zwei kräftige Arme sie rasch ergriffen und einige Schritte vom Ufer weggetragen hätten. Das Krokodil war schon so nahe, daß sie seinen langen, mit dunklen Schuppen bedeckten Körper, seinen offenen Rachen, ja sogar seine kleinen funkelnden Augen sehen und seine widerliche, moschusartige Ausdünstung riechen konnte. Anfangs war sogar zu fürchten, daß es an's Ufer springen werde, um die Beute, die ihm entrissen wurde, zu holen. Aber ein von ihrem Retter rasch abgefeuerter Schuß trieb das Krokodil zurück. Es verschwand mit seinem unheimlichen Gebrüll im Wasser, welches durch seine ungestümen Bewegungen getrübt wurde und das Aussehen flüssigen Schlammes bekam.

Anna war vom Schrecken fast gelähmt. Als sie in Sicherheit war, schlug sie die Augen nach ihrem Befreier auf und erkannte zu ihrer unaussprechlichen Freude — James Stewart.

Als der Streit zwischen den Malayen und Hindu, wenigstens für den Augenblick, beigelegt war, hatte sich der Gouverneur nach Miß Surrey umgesehen. Da sie vom

Lagerplatz verschwunden war, so hatte er sich zu der Lagune gewandt, und er war zum Glück noch zeitig genug gekommen, um sie dem Krokodil zu entreißen.

Anna, die sich noch nicht aufzurichten vermochte, faßte die Hände ihres neben ihr knieenden Retters und sah ihn mit tiefer Rührung an.

»Ihnen, James, verdanke ich meine Rettung,« stammelte sie; »Sie hatten also ein wachsames Auge auf mich? Und Sie lieben mich noch?«

»Ja, ich liebe Sie, Anna!« erwiederte der Gouverneur, der, von seinen Gefühlen fortgerissen, seine geheimen Absichten nicht verbarg. »Ach! ich fürchte, daß es mir nicht gelingen wird, diese Liebe aus meinem Herzen zu reißen.«

»Sie fürchten es, Stewart?« fragte Miß Surrey mit zärtlichem Vorwurf.

»Es bestehen unüberwindliche Hindernisse zwischen uns; Sie haben ja selbst gesagt . . .«

Er wurde unterbrochen. Man hatte den Schuß Stewart's im Lager gehört und von weitem gesehen, welcher Gefahr Miß Surrey entgangen war. Palmer eilte mit Maria und Darius herbei.

Anna hatte eben nur Zeit ihm zuzuflüstern:

»Lieben Sie mich, James; denn auch ich kann nicht leben, ohne Sie zu lieben, gleichviel ob Eduard wiedergefunden wird oder nicht?«

Dann sank sie erschöpft in's Gras zurück.

Stewart konnte die scheinbaren Widersprüche zwischen ihren Gefühlen und ihren Worten nicht begreifen, und er bedachte nicht, daß er in seinem Benehmen dieselben Widersprüche zeigte. Aber er hatte nicht Zeit, sich der

Freude über dieses Geständniß zu überlassen. Palmer, Van Stetten und die Neger umringten ihn. Man jammerte und sah die bleiche, regungslose Anna erschrocken an: man konnte nicht glauben, daß sie wirklich unverletzt sei; man wollte die näheren Umstände des entsetzlichen Ereignisses wissen, und Stewart mußte sie mit kurzen Worten erzählen.

»Ich hatte leider vergessen, vor den verwünschten Krokodilen zu warnen!« sagte Palmer, die Hände ringend. »Was würde geschehen sein, wenn diese Nachlässigkeit den Tod meiner lieben, guten Nichte, die mir nächst meinem Eduard das Theuerste auf der Welt ist, verursacht hätte!«

Er drückte Anna an sein Herz und dankte dem Gouverneur in den wärmsten Ausdrücken. Aber Stewart, der auf einmal seine kalte Zurückhaltung wieder annahm, hörte diese Dankesergüsse mit sichtlicher Ungeduld an.

Inzwischen hatte Maria ihrer jungen Herrin die Stiefel wieder angezogen und führte sie in das kleine Zelt. Stewart und Palmer folgten ihr; sie entfernten sich erst, als sie in Sicherheit war.

Der Doctor aber, dessen Beistand glücklicherweise entbehrlich war, ging gedankenvoll auf die Bucht zu und sagte für sich:

»Es war ohne Zweifel ein crocodilus longirostris, ein seltenes und kostbares Specimen der Schuppeneidechsen. Wenn ich es doch in der Nähe sehen könnte, um es ausführlich zu beschreiben! Ich will's versuchen. Es ist im Grunde doch nur eine große Eidechse.«

Auf seinen Sonnenschirm gestützt, lauerte er am Ufer

der Lagune und beobachtete die Stellen, wo sich das Wasser bewegte. Aber er blieb nicht lange; es mochte ihm wohl unheimlich zu Muthe werden in der dunklen Einöde; vielleicht bemerkte er auch das keineswegs liebliche Gesicht dieser großen Eidechsen, von denen er so eben mit Verachtung gesprochen. Kurz, er lief mit einer Behendigkeit, die man seinen kurzen Beinen und seinem dicken Bauch nicht zugetraut hätte, in das Lager. Er kam ganz außer Athem und vom Schweiß triefend an. Ein solches Ende nahmen oft die Forschungen des begeisterten Naturforschers.

An ungestörte Nachtruhe war nicht zu denken. Myriaden von Muskitos tanzten nach Sonnenuntergang in der Luft und ließen den müden Wanderern keine Ruhe. Außerdem wurden sie, trotz der beständig geschürten Wachtfeuer, einigemale von Elephanten oder Tigern beunruhigt. Die Tiger zumal waren zahlreich und gefährlich; sie brüllten unaufhörlich in der Nähe des Lagers, und das Echo des Waldes wiederholte diese entsetzlichen Töne. Auch die Bewohner der Lagune verhielten sich nicht ruhig. Die Riesenkröte krächzte im Schilf, und von den Sümpfen her hörte man ein beständiges Schnauben und Schnarchen wie von dem Blasbalg in einer Schmiede, zuweilen auch lautes Plätschern, als ob schwere Massen ins Wasser geworfen würden. Es waren die Krokodile, die sich in ihrer Weise unterhielten. Einige dieser Ungethüme kamen sogar ans Land. Ein am Ufer der Lagune Schildwache stehender Hindu, der auf seinen Posten eingeschlafen war, wurde plötzlich durch den schon erwähnten moschusartigen Gestank geweckt. Er bemerkte im Mondschein ein zwölf bis fünfzehn Fuß langes Krokodil, das sich herangeschlichen hatte und zum Angriff an-

schickte. Der Lascar schoß, um es in die Flucht zu jagen, und das Krokodil zog sich langsam zurück. Die Krokodile werden zwar von einigen Kasten der Indier abgöttisch verehrt, aber die Schildwache schlief nicht wieder ein.

Sobald der Tag mit seinem gewöhnlichen Gefolge von Nebel anbrach, wechselte draußen die Scene. Die Elephanten hörten auf sich im Walde herumzutreiben und die unteren Baumzweige mit ihren Rüsseln zu zerbrechen; die Tiger verstummten, die Krokodile zogen sich in ihren Schlamm zurück und tausend Vögelstimmen begrüßten die Wiederkehr des Lichtes. Die Truppe mußte die Morgenkühle benutzen. Auf Richards Ruf war bald Alles auf den Füßen. Man rollte die Mäntel zusammen, die in der Nacht als Bett gedient hatten, löschte die Wachtfeuer aus und verzehrte in der Eile die übriggebliebenen Lebensmittel. Die Moslem unter den Malayen und Lascaris gingen ans Wasser, verrichteten die vom Koran vorgeschriebenen Waschungen und hielten, das Gesicht nach Mekka gewandt, ihr Morgengebet.

Bald erschien Anna vor ihrem kleinen Zelt; sie war völlig reisefertig und schien eine recht gute Nacht gehabt zu haben. Ein Gazeschleier hatte sie gegen den Stich der Muskitos geschützt. Im Vertrauen auf den Schutz dre zahlreichen Jäger hatte sie sich um die wilden Thiere nicht gekümmert. So hatte sie bis Tagesanbruch fest geschlafen; im Traume hatte sie freilich Krokodile mit offenen Rachen, aber auch ihren schönen ritterlichen Befreier gesehen.

Dieses Bild erschien ihr wieder, als sie ihr Zelt verließ. James Stewart stand in der Nähe und erwartete sie. Er trat auf sie zu und begrüßte sie in der üblichen Weise.

Bald kam auch Palmer, Anna umarmte ihren Oheim und erklärte, daß sie reisefertig sei. Maria hatte Kaffee gemacht, und Miß Surrey trank eine Schale, aß einige Bananen und ein Stück Kokosnuß. Ehe das Zelt zusammengelegt war, hatte sie ihr frugales Frühstück beendet.

Als Palmer eben das Zeichen zum Aufbruch geben wollte, zog ihn Stewart auf die Seite und sagte leise zu ihm, so daß es Anna nicht hören konnte:

»Die Malayen und Lascaris kommen mir verdächtig vor. Die Leute stecken die Köpfe zusammen und flüstern mit einander. Ich fürchte, daß ein neuer Streit nicht zu verhindern ist.«

»Ich habe die feindselige Haltung auch bemerkt, Mr. Stewart,« erwiederte Palmer; »ich hoffe aber, daß unsere Leute uns Zeit lassen werden, unsern Zweck zu erreichen. Morgen Abends werden wir wieder in Neu-Drontheim sein, und dort fehlt es uns nicht an Mitteln offenen Ungehorsam zu bestrafen. Bis morgen aber haben die beiden Parteien vielleicht so viele Strapazen zu ertragen und mit so vielen Gefahren zu kämpfen, daß sie an ihren gegenseitigen Groll nicht denken können. Wir wollen ein wachsames Auge haben; mit Entschiedenheit und Klugheit wird es uns wohl gelingen, die Leute bis zur Rückkehr im Zaum zu halten.«

Der Gouverneur verneigte sich zustimmend, obgleich er die Hoffnung Palmer's nicht theilte.

»Ich will jetzt Sorge tragen,« fügte der Colonist hinzu, »daß beim Aufbruch keine Reibungen stattfinden. Sie, Mr. Stewart, nehmen meine Nichte wieder in Ihren Schutz; denn heute werde ich noch weniger als gestern bei

ihr sein können, und ich fürchte, daß die Gefahr größer sein wird.«

Er ließ Miß Surrey in Gesellschaft Stewart's und Van Stetten's, der sich zu ihnen gesellt hatte.

Der Naturforscher hatte eine schlechte Nacht gehabt, man sah es an seinen blassen, schlaffen Gesichtszügen.

Fünf Minuten nachher brach die Truppe auf und zog an den Lagunen hin, um dieselben auf dem natürlichen Felsenwege zu überschreiten. Der Nebel war so dicht, daß man kaum zehn Schritte weit sehen konnte, und es war gefährlich, auf diesem sumpfigen Boden zu gehen. Richard selbst, der bisher ein so sicherer Führer gewesen war, begann unschlüssig zu werden. Zum Glück zerstreute die höhersteigende Sonne die lästigen Dünste, so daß die Wanderer endlich den Felsenweg fanden.

Es war eine unregelmäßige Felsenreihe, die sich an manchen Stellen kaum einige Fuß über den Wasserspiegel erhob. Einige dieser Felsen waren kahl, andere mit Gesträuch bedeckt; hier und da waren sie durch Pfützen getrennt. Die ganze Kette war wegen ihrer vielen Krümmungen vier bis fünf Seemeilen lang, und ein Ueberrest des Nebels, der das andere Ende den Blicken entzog, vermehrte das Unheimliche des Anblicks.

Kaum hatten die Wanderer den Felsenweg betreten, so sahen sie die Nothwendigkeit ein, einander beizustehen. Man mußte bei jedem Schritt den holperigen Steinboden untersuchen, denn die mindeste Fahrlässigkeit konnte einen Sturz zur Folge haben. Oft blieb das Pferd stecken und es schien kaum möglich, es weiter fortzubringen. Andererseits schienen die Ungethüme dieser Sümpfe den Uebergang

streitig machen zu wollen, und nur die oft wiederholten Schüsse vermochten sie zu verscheuchen. Hier zog sich eine Boa Constrictor, welche in ihrer noch nicht vollendeten Verdauung überrascht wurde, langsam in das Schilf zurück; dort stürzte sich ein im Schlafe gestörtes Krokodil röchelnd und grunzend ins Wasser. Ueberall hatten diese abscheulichen Thiere auf dem steinigen Boden einen schlüpferigen, stinkenden Schlamm zurückgelassen. Die zahllosen kleinen Schlangen, die Eidechsen von jeder Größe, die Scorpione und Tausendfüße wimmelten vor den Füßen der Wanderer. Die Vögel flogen von Zeit zu Zeit in so dichten Schaaren und mit so lautem Geräusch auf, daß sie ihnen noch mehr Schrecken einjagten, als die Krokodile und Riesenschlangen.

Während dieses gefahrvollen Ueberganges, wo sich Alles vereinigte, um die Phantasie eines jungen Mädchens aufzuregen, zeigte Anna große Unerschrockenheit. Sie ging neben Stewart, der sie durch immerwährendes Sprechen zu zerstreuen suchte, aber sein Gewehr schußfertig hatte und mit gespannter Aufmerksamkeit den Weg beobachtete. Seine Bemühungen hatten den besten Erfolg, denn Miß Surrey antwortete ihm sehr heiter und schien nicht im mindesten an Gefahr zu denken. Maria, die auf der andern Seite ging, hielt einen großen chinesischen Sonnenschirm, denn die Hitze war entsetzlich auf dem kahlen Felsen. Hinter ihnen kamen der bis an die Zähne bewaffnete Darius und der Doctor Van Stetten unter seinem Schirm. Der Naturforscher machte jetzt aber keine Abstecher mehr, um seltene Pflanzen oder Insecten zu sammeln; er schleppte sich nur mühsam fort.

Richard hatte indeß seine Anordnungen so gut getroffen, daß der Uebergang ohne Unfall vollendet wurde. Lange vor Mittag erreichte die Truppe das Ende des gefahrvollen Felsenweges und lagerte sich im Schatten einiger Ebenholzbäume, am Saume der von Palmer unlängst entdeckten Prairie.

Eine neue Taktik wurde nun nothwendig. Wie nützlich das Lärmen und Schießen beim Uebergange über die Lagunen gewesen war, so unerläßlich war es jetzt, sich ruhig zu verhalten und unbemerkt weiter zu schleichen. Man war der von den Waldmenschen bewohnten Gegend nahe, und man wußte, wie fein das Gehör dieser wilden Geschöpfe ist. Wenn sie ihren Feinden auflauerten, würden sie gewiß viele derselben erschlagen. In den dichtbelaubten Zweigen versteckt, würden sie, ihrer Gewohnheit gemäß, ganz unerwartet herabstürzen und den Jägern mit ihren Keulen den Schädel zertrümmern. Die Leute der Truppe wußten es wohl, und beim Eintritt in den Wald, der solche Bewohner barg, erkannten selbst die Kühnsten die Nothwendigkeit der Vorsicht.

Palmer hatte übrigens beschlossen, zuerst allein vorauszugehen, um sich zu überzeugen, ob Eduard und seine wilden Hüter noch in der Nähe wären. Er forderte daher seine Gefährten auf, der Ruhe zu pflegen, und nachdem er von seiner Nichte zärtlichen Abschied genommen und dem Gouverneur die strengste Mannszucht empfohlen hatte, ging er fort und verschwand bald in dem hohen Grase der Prairie.

Mehr als eine Stunde verfloß, und er kam nicht zurück. Die Hitze wurde so drückend, daß sich kein menschliches Wesen ungestraft den glühenden Sonnenstrahlen hätte

aussetzen können. Die Malayen, Neger und Hindu schließen, trotz ihres geheimen Grolles, ganz friedlich neben einander. Eine an zwei Aesten aufgehängte Binsenmatte bildete ein provisorisches Obdach für Miß Surrey; aber das arme Mädchen konnte in der furchtbaren Hitze nicht schlafen, und überdies wurde sie um ihren Oheim besorgt. Sie wäre in Gefahr gewesen zu ersticken, wenn die Negerin nicht mit dem Fächer einige Luftbewegung bewirkt hätte. Auch Stewart, der auf dem Rasen lag, schien ganz ermattet und nur in seinen auf Anna gerichteten Blicken lag noch Ausdruck und Energie. Der Doctor lag im Schatten seines alten Sonnenschirms auf dem Rücken; er schien keiner Bewegung fähig, und die großen Ameisen des Waldes hätten ihn mit Haut und Haar verzehren können, ohne daß er im Stande gewesen wäre, sich ihrer zu erwehren.

Die ganze Truppe wurde indeß schnell wieder munter, als Palmer endlich zurückkam und den Schläfern zurief:

»Ich habe Eduard gesehen! . . . ich habe die Orangs gesehen! . . . wir müssen schnell aufbrechen! Wir haben nur eine halbe Stunde zu gehen.«

Die Truppe war sogleich auf den Füßen. Das Zauberwort: die Orangs hatte den Farbigen alle Schlaflust genommen; die Anderen waren durch den Namen Eduard an den Zweck des Unternehmens erinnert worden. Anna, die vorhin so schwach gewesen war, sprang behende auf.

»Eduard!« wiederholte sie tief bewegt. »Ist es wirklich wahr, daß wir ihm so nahe sind?«

Ihr Blick fiel auf Stewart, der ebenfalls aufgestanden war und frisches Pulver auf die Pfanne seines Gewehrs schüttete, und sie erröthete.

»Lieber kleiner Massa Eduard!« sagte die Negerin; »er wird die arme Maria vielleicht nicht mehr kennen. Aber wenn ich dem stummen Menschen nahe komme, so reiß ich ihm mit meinen Nägeln die Haut ab.«

Die rauflustige Negerin hob drohend ihre derben Fäuste, aber Darius entgegnete warnend:

»Der stumme Mensch ist schlimm! Ich verbiete Dir, ihm nahe zu kommen. Du mußt zwanzig Schritte von ihm bleiben!«

Ein lautes Gelächter der Negerin dankte dem zärtlichen Gatten für seine Besorgniß.

Van Stetten, der sich mit großer Mühe aufgerichtet hatte, trocknete seufzend seine von Schweiß triefende Stirn und sagte:

»Wenn ich nur Gelegenheit finde, den Gesichtswinkel eines Orangs zu messen! Die Naturforscher in Europa werden nicht ahnen, wie theuer ich eine solche Entdeckung erkaufen muß!«

Aber Palmer ließ das Geschwätz der ihn umgebenden Personen unbeachtet. Er gab seinen Leuten die genauesten Weisungen, um Mißgriffe, welche den Erfolg des Unternehmens vereiteln konnten, zu vermeiden. Die Jäger sollten einen großen Kreis um die Orangcolonie bilden und in aller Stille langsam vorrücken; vor Allem sollten sie Eduard in ihre Gewalt zu bekommen suchen. Es sollte nur im äußersten Nothfall auf die Waldmenschen geschossen werden; denn wenn einer derselben todtgeschossen oder verwundet würde, könnten die anderen zornig und der Truppe höchst gefährlich werden. Stewart sollte sich mit den Lascaris an einem von Richard zu bezeichnenden Orte auf-

stellen; Richard selbst wollte mit den Malayen von einer anderen Seite heranschleichen. Auf ein Hornsignal des Anführers sollte sich die ganze streitbare Mannschaft vereinigen.

»Du, liebe Anna,« fügte Palmer, zu seiner Nichte gewendet, hinzu; »Du bleibst bei mir. Du weißt, daß ich auf Dich rechne, um den unglücklichen, menschenscheuen Knaben zu beschwichtigen. Der Doctor Van Stetten, Maria und Darius, die er vielleicht auch wiedererkennen wird, mögen ebenfalls in den Kreis der Bewaffneten treten. — Jedermann sei vorsichtig und auf seine Sicherheit bedacht, denn es würde für mich, und später auch für meinen Sohn, ein peinlicher Gedanke sein, wenn seine Befreiung irgend einem seiner Retter das Leben kostete.«

Die Truppe setzte sich nun in Bewegung und marschirte schweigend durch das hohe Gras der Prairie.

VI.

Die Befreiung.

Richard hatte seine Gründe, den Leuten der Truppe die größte Vorsicht zu empfehlen. Auf seiner letzten Wanderung hatte er sich überzeugt, daß die Gefahr größer war, als er anfangs geglaubt hatte.

In der Prairie, die er aufgefunden, standen die Bäume, wie schon erwähnt, weit von einander entfernt; der Colonist hatte jeden Baum, in dessen Nähe er gekommen war,

genau beobachtet, um zu sehen, ob nicht ein lauernder Orang im Laube versteckt sei. Aber in der unerträglichen Mittagshitze schien die ganze Schöpfung zu schlummern. Mit Ausnahme einiger Reptilien, die sich flüchteten, sah Palmer kein lebendes Wesen; sogar die Baumgrillen schwiegen. Die Vögel, welche bei seinem ersten Erscheinen in der Prairie aufgeflogen waren, mochten sich jetzt nicht entschließen, das hohe Gras zu verlassen, in welchem sie noch etwas Feuchtigkeit und Kühle fanden. Palmer selbst schien die senkrechten, glühenden Sonnenstrahlen*) nicht zu fühlen. Kein Schweißtropfen rann von seinem gebräunten, harthäutigen Gesicht. Er athmete ganz leicht in dieser heißen Luft, die aus einem glühenden Ofen zu kommen schien. Er dachte nur an seinen Sohn und an den entscheidenden Schritt, der nun bald gethan werden sollte.

Er ging langsam und mit großer Vorsicht auf den von den Orangs bewohnten bewaldeten Theil der Prairie zu. Bald wurden die Bäume zahlreicher, dichter. Als er dem Ziele schon nahe war, hörte er einen dürren Zweig über seinem Kopfe knacken. Er schaute auf den Baum. Ein Orang lag behaglich in einer Höhe von etwa zwanzig Fuß in einem Büschel üppigwuchernder Orchideen und hielt Mittagsruhe; er hatte sich auf seinem Blüthenlager umgedreht und durch das Zerbrechen eines Zweiges die Aufmerksamkeit des Colonisten erregt.

Palmer schlug sein Gewehr an. Bei der mindesten feindseligen Bewegung des gefährlichen Thieres würde er geschossen haben. Aber der Orang hatte den Jäger nicht

*) Bekanntlich geht der Aequator mitten durch die Insel Sumatra.

bemerkt, und war laut gähnend wieder eingeschlafen. Es lag nicht in Richards Plan, den Angriff so früh zu beginnen, die ganze benachbarte Colonie hätte sonst unruhig werden können. Als er sah, daß der Vorposten ruhig fortschlief, ging er leise zurück, um die lichte Waldstelle auf einer andern Seite zu betreten.

Nachdem er einen Umweg gemacht hatte, kroch er durch das hohe Gras. Die große Vorsicht, die er anwandte, war keineswegs überflüssig, denn er sah noch drei bis vier schlummernde Orangs auf den Bäumen. Die Hütten selbst schienen ihre gewöhnlichen Bewohner zu beherbergen. Ob diese Vermehrung der Schaar zufällig war, oder ob Richard bei seinem ersten Besuch nur einen Theil der Waldmenschen gesehen hatte? Wie dem auch sein mochte, die Schwierigkeiten des Unternehmens wurden dadurch ungemein vermehrt. Der Colonist ließ sich jedoch nicht abschrecken; er schlich weiter durch das Gebüsch, und bald rechtfertigte der Erfolg diesen beharrlichen Muth.

Am Ufer des Baches, der an der Orangcolonie vorbeifloß, befand sich Eduard mit dem jungen Orang, der sein Spielcamerad zu sein schien. Beide waren eben aus dem Bade gekommen, und Eduard hatte sich, zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen, ein Gewinde von langem Grase um den nackten Körper gehängt. Sein langes Haar triefte.

Eduard sah nicht mehr so düster und traurig aus wie einige Tage zuvor; er ließ sich lächelnd die Neckereien seines Spielcameraden gefallen. Als ihn aber der junge Orang, absichtlich oder aus Versehen, bei den Haaren zog, drehte er sich um und wollte den schalkhaften kleinen Waldmenschen dafür züchtigen; aber dieser entschlüpfte ihm und

kletterte mit staunenswerther Behendigkeit auf einen nahen Baum.

Eduard wollte ihm nach; aber er konnte es, ungeachtet seiner Gewandtheit, dem Orang nicht nachthun. Er selbst mochte das einsehen, denn als er bis zur Hälfte des Baumes hinaufgeklettert war, ließ er sich hinabgleiten. Richard war sehr erfreut darüber; er wußte nun, daß sein unglücklicher Sohn wenigstens nicht von Baum zu Baum springen konnte, um ihm zu entkommen, und daß man ihn nur zu umzingeln brauchte, um ihn gefangen zu nehmen. Er beobachtete ihn noch eine Weile, denn er hoffte, daß er mit einiger Kenntniß der Gewohnheiten des jungen Wilden seinen Befreiungsplan leichter werde ausführen können.

Eduard ging wieder an den Bach; der junge Orang schien ihn in seiner Weise zu necken und zu verspotten. Ohne sich weiter darum zu bekümmern, nahm er einen Bogen und Pfeile, die er vor dem Bade abgelegt hatte, und begann auf einen Baumstamm zu schießen. Er traf gut; allein der Bogen schien nicht sehr gefährlich zu sein und sich wenig von einem Kinderspielzeug zu unterscheiden. Die Sehne schien von Cocosfasern oder einer andern Pflanze gemacht zu sein; die Pfeile waren von sehr hartem Holz, aber an der Spitze nicht beschlagen, und konnten nur Vögel oder kleine Thiere tödten.

Eduard schien gleichwohl großes Vergnügen am Bogenschießen zu finden; er lachte laut, wenn er gut getroffen hatte. Der junge Orang sah auf seinem hohen Posten eine Weile zu; dann kam er vom Baume herunter, um an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Er kam schüchtern auf Eduard zu: er wünschte sich offenbar mit seinem Freunde

auszusöhnen. Aber Eduard schmollte; er sah sich nicht um und schoß, ohne den reuigen Sünder zu beachten, einen Pfeil nach dem andern ab. Der junge Orang, der endlich ungeduldig wurde, wollte ihm den Bogen entreißen; Eduard wies ihn zurück. Der kleine Waldmensch fing nun an zu jammern, stampfte mit den Füßen und wälzte sich auf der Erde wie ein eigensinniges Kind.

In diesem Augenblicke hörte man aus einer Hütte die den Orangs eigenthümlichen brummenden und knurrenden Töne. Der Papa oder die Mama des hoffnungsvollen Sprößlings beklagte sich über die demselben zugefügte Unbill. Der arme Eduard, der die Bedeutung dieses Knurrens kannte und vielleicht auch des Schmollens überdrüssig war, wandte sich nun zu seinem Spielcameraden und sah ihn freundlich an.

Der junge Orang jauchzte vor Freude, warf sich in seine Arme und küßte ihn zärtlich auf Hände und Brust.

Als der Friede geschlossen war, gab Eduard endlich den Bogen her. Aber sein Freund war sehr ungeschickt; er schoß ohne recht zu zielen, und keiner seiner Pfeile traf das Ziel. Endlich warf er ergrimmt den Bogen weg, den Eduard mit höhnischer Geberde aufhob. Dagegen holte der kleine Orang kleine Kieselsteine aus dem Bach und warf sie mit Kraft und Geschicklichkeit gegen den als Zielscheibe dienenden Baum. So oft als Eduard mit einem Pfeil das Ziel traf, warf der Orang einen Stein fast auf denselben Fleck, und Beide freuten sich ihrer Geschicklichkeit.

Richard, hinter einem Gebüsch versteckt, beobachtete diese Scene mit Neugierde, aber auch mit tiefer Rührung. Sein Sohn hatte also auch Freuden in dieser Gefangen-

schaft, wo die Rollen des Menschen und des Thieres so seltsam umgekehrt waren? Er konnte die natürliche Anmuth und Gewandtheit des jungen Wilden nicht genug bewundern. Der Körper Eduards, durch Bewegung und freie Luft gekräftigt, hatte die schönsten plastischen Formen, die einem Bildhauer als Modell hätten dienen können, und seine über die Schultern herabwallenden Haare gaben ihm ein würdevolles Ansehen. Wenn der Jüngling mit zurückgestrecktem Bein, in ungezwungener Haltung seinen Bogen spannte und sich anschickte, einen Pfeil zu entsenden, war er schön wie Apollo, und diese Formenschönheit ward noch auffallender durch die Häßlichkeit seines Spielcameraden.

Dieser hatte zwar ein lebhaftes, kluges Gesicht, und zeigte in allen seinen Bewegungen eine überlegene Kraft und Gewandtheit, aber er hatte neben diesem prächtigen Exemplar des Menschengeschlechtes alle Merkmale der Thierheit. Wenn man seine vorstehenden Kinnladen, seine platte Nase, seine langen behaarten Arme, seine dünnen Beine betrachtete, konnte man nicht verkennen, daß trotz der Zuneigung, die zwischen ihm und Eduard zu herrschen schien, trotz der scheinbaren Uebereinstimmung ihrer Neigungen und Handlungen, ein himmelweiter Unterschied zwischen ihnen bestand.

Die beiden Freunde wurden dieser Spiele endlich überdrüssig, und ein heiserer Mahnruf der Mutter des jungen Orang schien sie zur Ruhe einzuladen. Eduard nahm Bogen und Pfeile und ging auf die Hütte zu. Der junge Orang schien ihm folgen zu wollen, aber ein neuer gebieterischer Ruf machte ihn gehorsam. Er trennte sich offenbar sehr

ungern von seinem lieben Eduard; er überhäufte ihn mit Liebkosungen, und erst vor des Letzteren Hütte nahm er Abschied und kletterte auf den Baum, wohin ihn seine Mutter rief.

Palmer beschloß diesen günstigen Augenblick zu benützen. Eduard war ermüdet und man konnte ihn leicht umzingeln und im Schlafe überraschen. Die Orangs pflegten auf den Bäumen und in den Hütten der Ruhe, und ihre gewohnte Wachsamkeit konnte leicht getäuscht werden. Der Colonist zog sich leise zurück, ohne die Aufmerksamkeit des Feindes zu wecken.

Einige Augenblicke später befand er sich wieder mitten unter seinen Leuten.

Stewart sollte, wie schon erwähnt, mit den Lascaris die Orangcolonie umgehen, um den Rückzug an der Waldseite abzuschneiden; unterdessen sollte Richard mit den Malayen gerade auf die Colonie losgehen. Diese Bewegungen wurden sofort ausgeführt. Man schlich mit der größten Vorsicht heran; Niemand durfte sprechen, ja nicht einmal flüstern. Man mußte so viel als möglich unter den Bäumen bleiben, und wenn die Bäume fehlten, im hohen Grase auf dem Bauche kriechen. Diese geschickten Anordnungen hatten den besten Erfolg; Palmer kam mit seinen Begleitern ohne Hinderniß bis an die Lichtung, und gleich darauf gab der von einem Lascar täuschend nachgeahmte Reiherschrei die Gewißheit, daß auch Stewart mit seinen Leuten auf dem bewußten Posten war.

Palmer setzte nun sein Horn an den Mund und ließ einige gedämpfte Töne hören; es war das Signal für die beiden Abtheilungen, sich zu zerstreuen und einen Kreis um

die Lichtung zu bilden. Schnell entwickelten sich zwei Halbkreise, die sich aneinander schlossen. Die Leute, welche diesen Kreis bildeten, waren nicht mehr als zehn Schritte auseinander, und was nicht durch die Lüfte entfliehen konnte, war in diesem Ringe gefangen.

Anna, der Doctor, Darius und die Negerin gehörten nicht zu der Umstellungslinie, und sie schlichen unter Richards Führung auf die Hütten zu. Miß Surrey und Maria, die den Zweck dieser Vorkehrungen nicht recht verstanden, sahen sich scheu nach allen Seiten um. Palmer und Darius hielten sich schußfertig; Van Stetten aber, dem man auch eine lange Flinte in die Hand gegeben, schien sich gar nicht wohl zu fühlen. Es ging indeß Alles gut. Die Waldmenschen zeigten sich nicht, und hätte Richard nicht kurz vorher einige derselben gesehen, so hätte er glauben können, sie hätten diese Gegend verlassen.

Er wußte aber wohl, wie trügerisch dieser Schein war, und das plötzliche Verschwinden dieser gefährlichen Feinde schien ihm von sehr übler Vorbedeutung. Ein offener Angriff von ihrer Seite wäre besser gewesen; diese Stille und Regungslosigkeit war voll Tücke und Bosheit.

Seine Besorgnisse gingen leider nur zu bald in Erfüllung. Man hörte einen dröhnenden Schlag, und ein Malaye fiel wie vom Blitz getroffen zu Boden. Ein Nachbar des Erschlagenen schlug schnell sein Gewehr an und zielte auf einen Baum, der den furchtbaren Keulenträger beherbergte; aber Palmer that Einsprache.

»Nicht schießen!« rief er gebieterisch. »Nicht schießen, sonst ist Alles verloren.«

Dieser Befehl wurde befolgt, und der Jäger senkte

murrend sein Gewehr. Man versuchte den unglücklichen Malayen aufzuheben, aber jede Hilfe war vergebens; der Schädel war zertrümmert und der Tod augenblicklich erfolgt.

Während man noch mit dem Erschlagenen beschäftigt war, hörte man auf der Seite der Lascaris wieder einen solchen dröhnenden Schlag; auch dort fiel ein Mann unter den unsichtbaren Keulen. Aber diesesmal vermochte Palmer die Rache nicht zu verhindern. Kaum war der Hindu zu Boden gesunken, so schoß ein Freund des Gefallenen.

Die Kugel schien keinen Orang getroffen zu haben; aber der Schuß, der erste, der in dieser Waldgegend fiel, brachte eine außerordentliche Wirkung hervor. Die tiefe Stille, die bisher in den Bäumen geherrscht hatte, hörte plötzlich auf. Auf allen Seiten hörte man seltsame, halb brüllende, halb schreiende Töne, und auf den Bäumen entstand ein entsetzlicher Tumult. Dicke Aeste wurden zerbrochen wie von einem Orkan und fielen krachend neben den Jägern nieder; kleine Zweige, Blätter, Wucherpflanzen wirbelten wie Spreu in der Luft. Zugleich kletterten große behaarte Geschöpfe zu den Gipfeln der höchsten Bäume hinauf.

Es fielen noch einige Schüsse, trotz des strengen Verbots und trotz der Unmöglichkeit, diese flinken Gegner zu treffen. Dann trat wieder tiefe Stille ein. Die Orangs warteten in ihrem Versteck die weiteren Schritte der Eindringlinge ab.

»Jetzt ist keine Minute zu verlieren,« rief Palmer. »Ich weiß, daß Eduard noch in seiner Hütte ist.«

Er lief auf die Hütte zu. Anna folgte ihm zitternd mit Darius, Maria und Van Stetten. Als sie sich der Hütte

näherten, kam ihnen Stewart mit seinen Negern entgegen. Der Gouverneur wollte über die letzten Vorgänge Bericht erstatten, aber Palmer ließ ihn nicht zu Worte kommen.

»Er ist da!« sagte er hastig; »verlassen Sie uns nicht.«

Eduard hatte den Eingang seiner Hütte mit belaubten Zweigen verschlossen, und er füllte noch jetzt die Lücken dieser leichten Scheidewand mit Moos und Laub von seinem Lager. Er schien äußerst erschrocken, man hörte deutlich seinen schweren Athem.

Was war zu thun? Ein einziger Axthieb wäre genügend gewesen, in die Hütte eine Bresche zu machen; aber man hätte den jungen Wilden dadurch zu einem verzweifelten Entschlusse getrieben. Richard winkte den ihn umgebenden Personen Stillschweigen zu; dann neigte er sich zu der dünnen Laubwand und sagte in englischer Sprache:

»Eduard, mein Kind, fürchte Dich nicht. Ich bin's, dein Vater, der Dich so lange gesucht und endlich wiedergefunden hat. Ich habe Dich lieb und will Dich aus der Gefangenschaft der Orangs befreien.«

Er schwieg und lauschte. Die heftigen Bewegungen in der Hütte hatten aufgehört. Vielleicht erinnerte sich Eduard, einige Tage zuvor ähnliche Töne gehört zu haben; vielleicht auch ging er in seinen Erinnerungen weiter zurück und suchte die Stimme zu erkennen, die ihn, ohne daß er wußte warum, so tief erschütterte. Er blieb indeß nicht lange ruhig; bald regte er sich wieder und seine tiefen schweren Athemzüge bewiesen seine gewaltige Aufregung.

Richard wollte ihn noch einmal anreden, aber die

Negerin, die sich nicht mehr zu halten vermochte, rief ihm schluchzend zu:

»Ach! Massa Eduard, wollen Sie nicht zu der armen Maria kommen? Sie gibt Ihnen schöne Bananen und erzählt Ihnen hübsche Geschichten.«

Der Wilde lauschte wieder, aber die Stimme seiner Wärterin bewog ihn ebenso wenig wie jene seines Vaters, seinen Versteck zu verlassen. Er ward wieder unruhig und jammerte, als ob er große Schmerzen litte.

Palmer fühlte eine leichte Hand auf seiner Schulter. Anna Surrey war näher getreten, um ebenfalls einen Versuch zu machen. Sie hatte schnell eine Veränderung ihres Anzugs vorgenommen; sie hatte ihren Hut abgelegt, so daß ihre schönen blonden Haarflechten unbedeckt waren. Ihre Reisekleider verschwanden unter dem Gazeschleier, dessen sie sich in der Nacht zum Schutz gegen die Moskitos bedient hatte. In diesem Aufzuge sah Anna aus wie das liebliche Kind, welches vormals mit Eduard gespielt hatte.

Palmer hatte seiner Nichte diese Verkleidung vorgeschlagen; aber in diesem entscheidenden Moment hatte er nicht mehr daran gedacht. Er dankte ihr mit einem freundlichen Blick. Anna schob die Negerin auf die Seite, neigte sich zur Hütte und sagte mit einschmeichelndem Ton:

»Eduard, armer Eduard! Hast Du deine Cousine Anna noch lieb?«

Ein leiser Schrei antwortete ihr hinter der Laubwand. Dann wurde es wieder still. Nach einer kurzen Pause fügte Miß Surrey hinzu:

»Eduard, ich bin's, deine Cousine Anna. Ich will Dich abholen. Komm heraus zu deiner Cousine Anna!«

Die Wirkung dieses Aufrufs war schnell und entscheidend.

»Anna, Anna!« wiederholte eine keuchende Stimme.

In demselben Augenblicke wurden die Zweige ungestüm auseinandergebrochen und Eduard stürzte aus der Hütte. Er zitterte und sah sich scheu um. In der Hand hielt er Bogen und Pfeile. Als er im Freien war, stand er still und schoß auf's Gerathewohl einen Pfeil ab, als ob er ein Gespenst, eine Vision treffen wollte. Das Geschoß fiel einige Schritte von ihm kraftlos zu Boden. Der junge Wilde ließ nun den Bogen fallen und sah die still und regungslos neben der Hütte stehenden Personen an.

Die verschiedensten Eindrücke zeigten sich auf seinem gebräunten Gesicht; aber das vorherrschende Gefühl schien noch der Schrecken zu sein. Da er zitterte und wankte, wollte Palmer vortreten, um ihn zu halten, aber Eduard machte eine rasche Bewegung, als ob er die Flucht nehmen wollte; der arme Vater mochte nicht weiter gehen.

»Rede ihn noch einmal an, liebe Anna,« sagte er zu seiner Nichte; »Du allein kannst Dir Gehör verschaffen.«

Miß Surrey glaubte dieser Aufforderung nicht sogleich Folge leisten zu dürfen. Sie hatte Mitleid mit dem unglücklichen Eduard, auf den plötzlich so heftige, mannigfaltige Gefühle einstürmten, und sie ließ ihm Zeit sich von der ersten Erschütterung zu erholen. Endlich sagte sie freundlich zu ihm:

»Guten Morgen, Eduard! Kennst Du mich denn nicht mehr? Ich bin ja deine Cousine Anna!«

»Anna! Anna!« wiederholte der junge Wilde.

Er wollte noch einige Worte hinzufügen, aber seine Zunge hatte alle Uebung und Gewandtheit verloren; er

konnte nur verworrene Laute hervorbringen. Endlich schien er sich seiner Unfähigkeit zu schämen und schwieg.

Die Freunde Eduards freuten sich unendlich über diese Zeichen des baldigen Wiedererwachens seiner schlummernden Geisteskräfte. Der Colonist, der auf seine Nichte vielleicht etwas neidisch war, nahm nun wieder das Wort:

»Mein Kind, willst Du deinen Vater, der Dich so lieb hat, nicht umarmen? Denkst Du denn nicht mehr an deinen Vater?«

»Vater,« wiederholte Eduard wie ein Echo und mit einiger Mühe. Aber er fügte aus eigenem Antriebe und sehr deutlich hinzu: »Mama!«

Dieser Name, der erste, der über die Lippe des Kindes kommt — der letzte, der die Pulse des Greises beschleunigt — dieser von den jungen Wilden gesprochene Name rührte die Umstehenden tief. Alle Augen füllten sich mit Thränen.

»Armes Kind«, sagte Richard, »deine Mutter wirst Du nicht wiedersehen!«

Aber er bezwang seine überwallenden Gefühle und fügte hinzu:

»Du hast deinen Vater und deine Cousine Anna, und Verwandte, Freunde, die Dir Ersatz bieten werden für deine Leiden.«

Eduard hörte aufmerksam zu; er schien sich alle Mühe zu geben, den Sinn dieser Worte zu errathen. Während er nachsann, suchte auch die Negerin die Aufmerksamkeit ihres Pfleglings auf sich zu lenken.

»Massa Eduard,« sagte sie mit einschmeichelndem Tone, »denken Sie denn gar nicht mehr an die arme Maria?«

Der junge Wilde wandte sich zu ihr und sah das



schwarze Gesicht an, dessen charakteristische Züge ihm wohl im Gedächtniß geblieben waren. Dann erwiederte er lächelnd und ohne Mühe:

»Maria!«

Die Negerin klatschte frohlockend in die Hände.

»Er hat mich erkannt!« jubelte sie.

»Ja, ja, er erinnert sich derer, die ihn lieb gehabt haben,« sagte Richard entzückt; »sein Herz erwacht zugleich mit seinem Gedächtniß. Er möchte schon jetzt sprechen, und in einigen Tagen ... Gott sei gelobt! ich habe meinen Sohn endlich wieder.«

Bis jetzt hatte man um Eduard einen Kreis gebildet, aber ohne ihm nahe zu kommen, denn er schien vor der mindesten Berührung zurückzuschrecken.

Palmer glaubte nun, daß sein Sohn an den Verkehr mit Seinesgleichen hinlänglich gewöhnt sei. Er ließ sich von Darius ein Päckchen geben und nahm einen blauen Schurz heraus, wie ihn die Neger und Hindus tragen. Mehr Kleider konnte man dem an freie Bewegung gewöhnten Knaben wohl noch nicht anlegen.

Richard ging mit großer Vorsicht zu Werke, um Eduard zur Annahme dieses einfachen Bekleidungsstückes zu bewegen. Er zeigte ihm die blaue Leinwand und gab ihm zu verstehen, daß sie für ihn bestimmt sei; dann trat er langsam näher und versuchte ihm den Schurz umzubinden. Eduard aber fuhr auf, sobald man ihn berührte. Glücklicherweise ließ er sich durch einige gute Worte beruhigen. Als der Schurz um seine Hüften flatterte, sah er sich mit Wohlgefallen an und lachte wie ein Kind.

Anna hatte sich abgewandt. Stewart, der sie nicht aus den Augen ließ, sagte leise zu ihr:

»Findet Miß Surrey ihren Cousin etwa nicht so, wie sie erwartete?«

»Er ist noch unglücklicher, als ich mir vorstellen konnte,« antwortete sie mit einem tiefen Seufzer.

Bis dahin hatten die Orangs den Jägern einige Ruhe gelassen; aber sie konnten sich wieder zeigen und mit ihren furchtbaren Keulen dareinschlagen. Es war daher gerathen, sich nicht lange an dieser Stelle aufzuhalten. Eduard schien auch durch freundliches Zureden gezähmt, und es war zu erwarten, daß er seinem Vater und seinen Freunden willig folgen werde. Palmer nahm ihn bei der Hand und sagte zutraulich:

»Komm, Eduard, komm, mein Kind. Wir müssen fort.«

Aber gegen seine Erwartung entzog ihm der junge Wilde seine Hand und sprang mit einem eigenthümlichen Schrei zurück. Sogleich antworteten ihm von allen Seiten verschiedene, aber nicht minder seltsame Töne und häßliche Köpfe zeigten sich hier und da auf den Baumgipfeln. Diese drohenden Demonstrationen trieben Richard zur Eile. Er eilte auf seinen Sohn zu und sagte bittend:

»Eduard willst Du denn nicht mit uns nach Hause gehen?«

Der junge Wilde gab ihm kein Gehör; er lief, unverständliche Worte murmelnd, auf einen Cocosbaum zu und wollte hinaufklettern, um oben im Laube eine Zuflucht zu suchen.

»Eduard;« rief Anna.

Er stand still und sah sie an. Der zugleich zornige und scheue Ausdruck verschwand nun plötzlich von seinem Gesicht und er sah wieder freundlich aus. Miß Surrey trat näher, faßte seine Hand und zog ihn fort, ohne daß er's zu bemerken schien. Sie sprach immer fort mit ihm; er

verstand sie gewiß nicht, aber er lauschte auf diese Silberstimme mit großem Wohlgefallen und ließ sich führen, als ob er einer Zauberkraft gehorcht hätte.

Inzwischen hatte Palmer den Umstehenden einen Wink gegeben; man umzingelte Eduard, so daß er nicht umkehren und auf die Bäume klettern konnte, falls die hübsche Sirene ihre Gewalt über ihn verlieren sollte. Aber Eduard machte keinen Versuch, den Zauber zu brechen; er ging willig fort, und man entfernte sich allmälig von der Lichtung.

Plötzlich wurde der Zauber durch lautes, zugleich Schmerz und Zorn ausdrückendes Geschrei, welches von einem nahen Baume kam, gebrochen. Der junge Wilde stand wieder still und suchte mit den Blicken die Ursache dieser Störung.

Es war der junge Orang, der aus seiner Hütte gekommen war und sich gar jämmerlich geberdete, als er seinen Spielcameraden mit den unbekannten Eindringlingen fortgehen sah. Auf einem Zweige sitzend, gab er seinen Schmerz durch Geberden und Klagetöne zu erkennen, schwang aber dabei einen dicken Stock.

Eduard hatte sich offenbar an die Gesellschaft dieses ihm lieb gewordenen Geschöpfes gewöhnt; er wollte nicht weiter gehen, streckte die Arme nach dem jungen Orang aus und antwortete ihm durch einen blökenden Schrei. Sogleich ließen die auf den Bäumen sitzenden Orangs ihr gewohntes Knurren hören; dann brachen sie dicke Aeste ab und schleuderten sie mit staunenswerther Kraft und Geschicklichkeit auf die Jäger.

»Wir dürfen nicht länger zögern,« sagte der Colonist zu Darius; da er nicht gehen will, so tragen wir ihn; wenn

er sich sträubt, so müssen wir ihn binden. — Gott verzeihe mir den Zwang, den ich meinem Sohn anthun muß! — Aber die Orangs scheinen einen Gesammtangriff auf uns zu beabsichtigen, und dann weiß Niemand, was geschehen kann. Darius, thue, was ich Dir gesagt habe.«

Der Neger gab sein Gewehr an Maria, machte einen um den Leib gewundenen Strick los und schnürte ihn rasch um Eduards Beine. Dieser achtete nur auf den jungen Orang und ahnte nicht daß man Gewalt gegen ihn brauchen werde. Er sank nieder und würde sich in seinem Ungestüm vielleicht wehgethan haben, wenn ihn Richard nicht in seinen Armen aufgefangen hätte. Aber der Colonist und der Neger hatten nicht auf die außerordentliche Kraft des jungen Wilden gerechnet. Kaum lag er auf der Erde, so wehrte er sich heftig. Die beiden Männer waren nicht im Stande, ihn zu bewältigen. Stewart, der andere Neger, ja sogar der Doctor Van Stetten mußten mit Hand anlegen. Bald war Eduard so fest geknebelt, daß er keinen Widerstand mehr leisten konnte

Er erhob nun aber ein so entsetzliches, von der Menschenstimme so verschiedenes Geschrei, daß alle Anwesenden es nie vergessen konnten. Er wälzte sich wie wahnsinnig auf der Erde und biß Alles, was ihm nahe kam. Auch Anna's Stimme hatte ihren Zauber verloren. Das arme Mädchen mußte sich von ihm entfernen. Sie schloß die Augen und verstopfte sich die Ohren, um die schreckliche Stimme des Knaben, dessen sie immer mit Liebe gedacht, nicht zu hören.

Richard rief alle Jäger herbei. Der Zweck des Unternehmens schien erreicht und es war nicht mehr nothwendig, die Posten besetzt zu halten. Vier Malayen, unter denen sich

Boa und Elephantentödter befanden, erhielten den Befehl Eduard zu tragen; andere sollten die beiden Erschlagenen mitnehmen.

»Fort! fort!« rief Palmer. »Wir müssen uns beeilen. Ich hoffe, daß wir in der Ebene nichts zu fürchten haben. Bis dahin . . .«

Er hatte nicht Zeit auszusprechen, was er noch sagen wollte. Als die vier Malayen mit Eduard fortgehen wollten, sprang der junge Orang von seinem Baum herab und griff die vermeinten Verfolger seines Freundes mit der Keule an. Um diesen raschen Angriff abzuwehren, mußten die Malayen ihren Gefangenen niederlegen. Aber der flinke Orang war schon zu nahe. Als Boa sein Gewehr ergriff, zerschmetterte ihm ein Keulenschlag den Unterarm. Der immerfort heulende Orang holte zu einem zweiten Schlage aus; ein Lascar schoß ihn in die Brust.

Die Wunde war tödtlich und das Blut strömte. Der Vierhänder schien es jedoch kaum zu bemerken; seine unbezähmbare Kraft ward nicht vermindert. Er ließ zwar seine Keule fallen; allein mit seinen großen Händen und nervigen Armen schleuderte er die starken Männer, welche Eduard bewachten, mit staunenswerther Leichtigkeit zurück. Dann bückte er sich, schloß den Gefangenen in seine Arme, küßte ihn und versuchte ihn fortzutragen. Aber seine Kräfte fingen an zu schwinden; zweimal wollte er Eduard aufheben, zweimal ließ er ihn wieder fallen. Beide schrien dabei laut und vergossen Thränen. Während der Orang seine letzten Kräfte aufbot, um seinen Spielcameraden zu befreien, wälzte sich dieser im Grase und suchte seine Bande zu sprengen.

Inzwischen hatten sich die zu Boden geschleuderten Malayen wieder aufgerafft und eilten sammt den übrigen

Bewaffneten herbei, um sich an ihrem Gegner zu rächen. Der junge Orang richtete sich auf und wollte seinen am Boden liegenden Freund noch vertheidigen. Er hatte seine Keule wieder aufgenommen und schwenkte sie drohend. Seine Gegner mochten nicht auf ihn schießen, weil sie fürchteten, einander in dem Tumult zu verwunden; vielleicht fühlten sie auch Mitleid mit dem armen Thiere. Aber Elephantentödter, über die schwere Verwundung seines Freundes und Landsmannes Boa ergrimmt, ließ sich durch solche Bedenklichkeiten nicht abhalten. Während der Orang gegen die andern Jäger Front machte, schlich er sich hinter ihn und stieß ihm seinen Kriß bis an den Griff in den Rücken.

Der Orang wandte sich rasch um, faßte die blutige Klinge und zerbrach sie wie Glas. Mit der andern führte er einen Schlag nach dem Malayen, der ihm aber behende auswich. Der Vierhänder wollte seinen Angriff wiederholen, aber er wurde nun von allen Seiten mit Messern, Säbeln und Bajonetten angegriffen und seine Keule konnte diesen Waffen keinen Widerstand leisten. Er erhielt noch einige schwere Wunden, aber er fiel noch nicht; er stand wuthschnaubend neben dem Gefangenen. Die Lebenskraft ist so groß bei den Orangs, daß sie mit zehn Wunden, welche eben so viele kräftige Männer augenblicklich tödten würden, sich noch eine Weile zur Wehr setzen können.

Der Orang nahm indeß bald eine andere Haltung an. Er warf kraftlos seine Keule weg und gab allen Widerstand auf. Durch sein Jammern und seine flehenden Geberden schien er das Mitleid seiner Feinde anzurufen. Sein Blick hatte einen staunenswerthen Ausdruck. Er legte die Hand auf seine klaffenden Wunden und winselte erbärmlich.

Alle Zeugen dieser schauerlichen Scene waren tief gerührt. Anna verbarg ihr Gesicht an der Brust der Negerin; Palmer wandte sich schauernd ab. Ein Lascar wollte dem Orang, vielleicht aus Mitleid, mit einem Bajonettstich den Garaus machen; allein er hatte die noch übrige Kraft des Waldmenschen schlecht berechnet, denn dieser ergriff die Waffe und zerbrach sie, wie er vorhin den langen Dolch zerbrochen hatte, während seine brechenden Augen dem Soldaten die nutzlose Grausamkeit vorwarfen. *)

Diese haarsträubende Scene war also ihrem Ende nahe, als Einer aus der Truppe rief:

»Achtung! Die anderen Orangs fallen über uns her!«

Alle Blicke richteten sich sogleich auf den angedeuteten Punkt. Der Warner hatte die Sache etwas übertrieben: die meisten Orangs, auf den Baumgipfeln sitzend, gaben ihren Grimm durch lautes Geschrei zu erkennen; nur zwei näherten sich der Truppe in der offenbaren Absicht, sie anzugreifen. Es waren die Eltern des jungen Orang. Man sah sie von Baum zu Baum springen, in ihrem Zorne die Zweige der Palmen zerbrechend und eine Wolke von Laub, Moos und Schmarotzerpflanzen umherstreuend. Wenn schon ein einziger, noch nicht ausgewachsener Orang die ganze Truppe im Schach gehalten hatte, was war nicht von diesen beiden großen, durch das Geschrei ihres blutenden Sprößlings in die höchste Wuth versetzten Thieren zu fürchten?

---

*) Diese Schilderung des verendenden Orang ist vollkommen wahrheitsgetreu. Man sehe in Chenu's »Encyclopédie d'histoire naturelle« die aus den »Asiatic Researches« übersetzte Erzählung zweier englischer Officiere, die im Jahre 1820 an der Küste von Sumatra einen Orang erlegten.

Anm. des Verf.

Palmer sah die Größe der Gefahr.

»Schaart Euch um uns!« befahl er den Bewaffneten, »und geschwind fort aus diesem verwünschten Dickicht!«

Er selbst hob seinen Sohn auf und trug ihn fort. Eduards Widerstand war nur schwach, denn er war fest gebunden. Der verwundete Orang hatte sich an dem Bein seines Freundes festgeklammert und ließ sich eine Weile fortschleppen, ohne loslassen zu wollen; aber eine neue Wunde erschöpfte vollends seine Kräfte, und er sank schreiend nieder. Die Jäger, denen der Befehl des Anführers in verschiedenen Sprachen mitgetheilt worden war, schaarten sich nun dicht um die Hauptgruppe und es wurde in aller Eile der Rückzug angetreten.

Zwei Personen blieben indeß zurück: Maria und Van Stetten. Die Negerin fühlte Mitleid mit dem armen Orang. Sie hatte sich zu ihm geneigt, um seine Wunden zu untersuchen und um zu sehen, ob noch Heilung möglich. Ein ähnlicher Gedanke schien auch den Doctor zurückgehalten zu haben, und Beide waren mit dem Orang beschäftigt, als Darius zurückkam, um seine unbesonnene Ehehälfte zu holen.

»Maria,« rief er ihr zornig zu, »hast Du denn weder Scham noch Furcht! Willst Du Dich von den Waldmenschen entführen lassen! Ich leide es nicht!«

Er zog seine Frau mit sich fort, ohne sich um Van Stetten weiter zu kümmern. Der Doctor sah wohl, daß der junge Orang kaum mehr einige Lebenszeichen gab, daß jede ärztliche Hilfe fruchtlos sein würde, aber er setzte nichtsdestoweniger seine wissenschaftlichen Beobachtungen an dem Sterbenden fort. In diesem Augenblicke aber glitten die beiden furchtbaren Vierhänder an einem nahen Baume herab. Die geringe Entfernung, welche sie von dem zerstreuten

Naturforscher trennte, konnten
schreiten. Zum Glück für Va
Schüsse. Die Orangs schiene
worden zu sein; aber das Kn
ihnen einen Schrecken, der fre
daran gewöhnten, geringer n
und zwanzig bis dreißig Fu
gaben sie ihre Wuth nur du
berden zu erkennen.

Eine starke Faust faßte
und zwang ihn sich aufzurich

„Um Gottes willen!
sagte Stewart, der die Gef
schwebt, gesehen hatte und

Er zeigte ihm die bei
Liane hingen, wo sie Halt
erblaßte; er wollte trotzdem
gen Orang mitnehmen.

„Ein so seltenes Thie
bar und wäre ein schönes
Leyden.“

„Sind Sie von Sinn
rühren, so werden Sie von
Stücke zerrissen. Sehen Si

Er packte den arm
dauern sagte:

„Ich habe nicht einm
winkel zu messen!“

Ende des